Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 8 — Marburg i. H., den 22. Februar — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Jesus der Sohn des mächtigen Gottes — Goethesprüche. Nachlese — Haeckel als Philosoph. Zweite Hälfte — Rede des Abts Professor Hermann Schultz auf der hannoverschen Landessynode — Ibsens dramatischer Epilog: Wenn wir Toten erwachen — Aus der Vergangenheit des österreichischen Protestantismus. Erstes Stück — Der Krieg in Südafrika und die deutsch-evangelische Mission — Loofs wider Haeckel — Verschiedenes: Ibsens sämtliche Werke; Ein hinterlassenes Werk von Steinmeyer — Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Jesus der Sohn des mächtigen Gottes

Markus 3, 11*)

Schaut hier hinein in einen Kreis, dem zuerst die Erkenntnis aufgegangen ist, um die wir uns mühen! Die Dämonischen, als sie ihn sahen, fielen sie nieder vor ihm, schrieen und sprachen: Du bist Gottes Sohn. Seht sie einmal näher an, diese traurige Gesellschaft, wie sie da am Wege auf den Knieen liegen! Da ist Einer, der kann leider nicht mitrufen. Er verzerrt sein Gesicht, daß man das Weiße in den Augen sieht. Ein Krächzen und Lallen kommt aus seinem Munde heraus; aber es hat keinen Sinn. Es ist, als hielte ein böser Geist seine Sprachwerkzeuge gebunden, daß er nicht sagen kann, was er will. Und der dort! Ein starker Mensch. Aber wie rollen die Augen in seinem blassen Gesicht! Gestern hatten sie ihn gefangen, als er sich, brüllend wie ein wildes Tier, auf ein paar Bauern stürzte; aber er hatte seine Fesseln zerrissen und wild um sich geschlagen, daß sich Niemand mehr an ihn wagte. Man glaubte, daß der böse Geist an ihm zerrt und reißt. Heute kniet er wie ein Kind vor Jesus an dem Wege. Und sieh Jenen an! Er hat noch die Schrammen von seinem letzten Anfall her in seinem weißen Gesicht. Es packte ihn mitten auf der Straße und schmiß ihn hin auf die Steine. Und wie der dort drein sieht, so schwermütig und wirr, als sei er verfolgt von bösen Gewalten. Das sind die Dämonischen, Leute mit sonderlichen Störungen des Leibes- und Seelenlebens, die man auf die Einwirkungen böser tückischer Geister zurückführte. Keine Sünder, sondern Kranke. Neben der Last ihrer Krankheit hatten sie noch den Fluch der landläufigen Erklärung ihrer Krankheit zu tragen. Es waren die Aermsten unter den Armen, gemieden und verstoßen von aller Welt.

Das sind die Leute, in deren Reihen zuerst das Bekenntnis aufkam: Jesus, der Heilige, der Sohn Gottes!

Wie kam das? Jesus hatte Macht über die unsauberen Geister. Er hatte die Kraft, Leute aus diesem Kreise zu heilen mit seinem Wort und Geist. Und die Botschaft von ihm flog über die Landstraßen, an den Hecken und den Zäunen erzählten sie es sich, und wo das gemeinsame Geschick die Unglücklichen zusammengeweht hatte, in den Scheunen und in den Höhlen des Feldes, da war die Rede von ihm, der ein Herz für sie hatte, und der ihre Plagegeister bändigen konnte. Mit dem feinen Instinkt des an Leib und Geist Geplagten witterten sie in Jesus die geistesmächtige Person, die ihnen helfen konnte. Unter dem unheimlichen Druck ihrer Qual hofften sie auf einen Befreier, wie ihn die messianische Zeit verhieß, und glaubten gern, als Einer mild und stark in ihren Gesichtskreis trat. Es ist immer der Eindruck einer außerordentlichen gütigen Macht, der denen, die im Schatten des Todes sitzen, das Wort „Gott" auf die Lippen treibt. So wurden die Elendsten die Ersten, die Jesus als den Sohn Gottes begrüßten. Den Weisen und Glücklichen war es verborgen, aber den Unweisen und Elenden wurde es offenbar.

So gern wir von einer solchen Gesellschaft abrücken möchten, es hilft uns Nichts, wir müssen in ihnen gerade unsere Vorläufer sehen, wenn wir Christen sein wollen. Wir dürfen ihnen das Bekenntnis zu Jesu als dem Sohne Gottes nur dann nachsprechen, wenn wir damit sagen wollen, als aus selbsteigenem Eindruck, daß Jesus uns aus der Not hilft, aus der uns kein Mensch helfen kann.

Das werden aber heute keine Leibesnöte sein nach der Art der Dämonischen, sondern Gewissensnöte. Die Einsicht, daß Gott in Christus ist, können nur die wirklich erreichen, die ein Gewissen haben. Wenn er den bösen Geist im Gewissen stillt, wenn er durch seinen heiligen Geist die argen Dämonen der Leidenschaften aus unserer Seele treibt und also unser Soll und Haben ausgleicht, dann erfährt man von ihm eine Macht über aller Menschen Macht. Einem solchen liegt es dann nicht mehr fern, mit den Dämonen in den Ruf einzustimmen: Du bist der Heilige, der Sohn Gottes! Heut noch gilt, was von seinen Erdentagen gesagt war: Er ist umhergezogen und hat wohlgethan und gesund gemacht Alle, die vom Teufel überwältigt waren, denn Gott war mit ihm.

Niebergall

*) Vgl. Nr. 3, 4, 5, 6. Ein Artikel folgt noch. D H

Goethesprüche

Nachlese

Vorwort des Herausgebers. In Nr. 3 hat Pfarrer Dr. Christlieb die Vogelsche Sammlung von Goetheworten zur Religion und religiöskirchlichen Fragen besprochen und dabei zu erkennen gegeben, daß er noch eine Auslese von Wertvollem zu bieten habe, das Vogel entgangen ist oder minderwertig dünkte. Ich bat ihn, uns davon noch mitzuteilen. Die folgenden vierzig Aussprüche sind also lauter solche, die bei Vogel nicht zu finden sind. R

1. Gott und Natur

Die Natur ist eine Orgel, auf der unser Herrgott spielt und der Teufel tritt die Bälge dazu. (mit Boisserée 1815)

Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit setzen, wenn er uns die Geheimnisse der Natur sämtlich offenbarte: wir wüßten vor lauter Unteilnahme und langer Weile nicht, was wir anfangen sollten. (mit Riemer 1818)

2. Religion und Kunst

Die Menschen sind nur so lange produktiv in Poesie und Kunst, als sie noch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und widerholend. (mit Riemer 1810)

Die Religion steht in demselben Verhältnis zur Kunst wie jedes andere höhere Lebensinteresse auch. Sie ist bloß

als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Lebensstoffen gleiche Rechte hat. Auch sind Glaube und Unglaube durchaus nicht die Organe, mit denen ein Kunstwerk aufzufassen ist. Vielmehr gehören dazu ganz andere menschliche Kräfte und Fähigkeiten .... Ein religiöser Stoff kann indeß gleichfalls ein guter Gegenstand für die Kunst sein, jedoch nur in dem Fall, wenn er allgemein menschlich ist. (mit Eckermann 1829)

3. Offenbarung

„Ich glaube einen Gott." Dies ist ein schönes und löbliches Wort. Aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbart, das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.

(Sprüche 569)

Das Vermögen, jedes Sinnliche zu veredeln und den totesten Stoff durch Vermählung mit der geistigen Idee zu beleben, ist die sicherste Bürgschaft unseres überirdischen Ursprungs; und wie sehr wir durch tausend und abertausend Erscheinungen dieser Erde angezogen und gefesselt werden, so zwingt uns doch eine innige Sehnsucht, den Blick immer wieder zum Himmel zu erheben, weil ein unerklärbares tiefes Gefühl uns die Ueberzeugung giebt, daß wir Bürger jener Welten sind, die so geheimnisvoll über uns leuchten, und dahin wir einst zurückkehren werden. (1818 Biedermann Gespräche 3, 305)

Eine Erscheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu erklären ist. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn sie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen versuchte, die wir anstaunen und nicht begreifen, woher sie kommen.

(mit Eckermann 14. Februar 1831)

Was die Menschen bei ihren Unternehmungen nicht in Anschlag bringen und nicht bringen können, und was da, wo ihre Größe am herrlichsten erscheinen sollte, am auffallendsten waltet — der Zufall nachher von ihnen genannt —, das ist eben Gott, der hier unmittelbar mit seiner Allmacht eintritt und sich durch das Geringfügigste verherrlicht.

(mit Riemer 1807)

4. Gebet

Nur dann reflektiert Gott auf ein Gebet, wenn all unsere Kräfte gespannt sind und wir doch das weder zu tragen noch zu heben vermögen, was uns auferlegt ist.

(Götz, Erste Gestalt 1772)

Wie man den König an dem Uebermaß
Der Gaben kennt — denn ihm muß Wenig scheinen,
Was Tausenden schon Reichtum ist — so kennt
Man euch, ihr Götter, an gesparten, lang
Und weise zubereiteten Geschenken:
Denn ihr allein wißt, was uns frommen kann,
Und schaut der Zukunft ausgedehntes Reich,
Wenn jedes Abends Stern- und Nebelhülle
Die Aussicht uns verdeckt. Gelassen hört
Ihr unser Flehn, das um Beschleunigung
Euch kindisch bittet; aber eure Hand
Bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte,
Und wehe dem, der ungeduldig sie
Ertrotzend, saure Speise sich zum Tod genießt.

(Iphigenie 3, 1)

Haeckel als Philosoph

3

Das Eigentümliche, wodurch Haeckel den Materialismus verbessern will und wonach er seine Methode geradezu benennt, ist der Monismus als Vereinerleiung des Stoffes und des Geistes, der mechanischen Energie und der seelischen Thätigkeit. Es ist leicht zu zeigen, daß damit der Materialismus, soweit er wirklich verbessert werden soll, aufgehoben, und, soweit er durch ihn nicht wirklich aufgehoben, nur verschlechtert wird. Von allen Lösungen des Grundproblems jeder philosophischen Weltanschauung, des Verhältnisses von Geist und Natur, ist die Haeckelsche die unglücklichste, weil verworrenste. Sie hat das wirkliche Problem erstickt, ehe sie es begriffen hat.

Die Skizze des Haeckelschen Systems hat gezeigt, wie sein Monismus lediglich die Herabsetzung des Geistes und seiner Thätigkeit zu einer Dublette der Natur und ihrer mechanisch notwendigen, von keinen Zwecken und von keiner logischen Einsicht geleiteten, sondern nur thatsächlich notwendigen, d. h. erzwungenen Bewegungen ist. Es läßt sich genau ebenso zeigen, wie die in diesem Grundbegriff ganz willkürlich zusammengefaßten Elemente im weiteren Verlauf immer hoffnungsloser auseinanderbrechen. Ihre wirkliche Identität ist nirgends bewiesen, sondern immer nur vorausgesetzt auf Grund des naturwissenschaftlichen Glaubensaxioms, daß es nur Materie und mechanische Bewegung als Objekt wissenschaftlicher Erfahrung und wissenschaftlichen Beweises gebe. Dieses Axiom läßt sich nun, so lange es sich blos um Aether und Masse handelt, leicht behaupten, da hier überhaupt nichts Derartiges bewiesen oder widerlegt werden kann. Auch bei den einfachen chemischen Thätigkeiten der Zelle läßt es sich noch ertragen, da der unbewußte Geist überhaupt nicht aufgezeigt und infolge dessen zu den mechanischen und chemischen Vorgängen beliebig hinzugedacht werden kann. Bedenklich wird die Sache aber bei der Heranzüchtung von Sinnes- und Vorstellungszellen, in denen eine „subjektive Spiegelung" der materiellen Welt eintreten soll, eine „innere Anschauung", aus der dann die „höchste psychische Funktion, die bewußte Empfindung sich entwickeln" soll (130, 141, 198). Ebendamit treten zugleich „bewußte Willenshandlungen" nach bewußten Zwecken hervor (136). Hier also haben wir neben der materiell-mechanischen Natur eine vorstellungsmäßige Spiegelung derselben, die angeblich durch Reflexbewegungen aus dem unbewußten Geist entwickelt wird, die nun aber keinesfalls mehr, wie dieser, mit dem mechanischen Geschehen vereinerleit werden kann, sondern, wie sie sich selbst von ihm unterscheidet, so auch ihrem ganzen Begriff nach von diesem grundverschieden ist. Geradeso treten hier aus der rein mechanischen, zwecklos und nur durch den Zufall höhere psychische Wesen züchtenden Natur Zweckvorstellungen heraus, die als Einzelwillen in den Kampf ums Dasein bewußt eingreifen und in ihm die Einsicht in Zwecke als Hauptwaffe gebrauchen. Auch diese Zweckvorstellungen sind allerdings aus den unbewußten Lust- und Unlustgefühlen der materiellen Masse erwachsen, aber sie lassen sich unmöglich mehr als Folgen und Begleiterscheinungen mechanisch-chemischer Verhältnisse ableiten, sondern tragen ihr Gesetz in sich selbst. Damit ist nun aber der Monismus als Vereinerleiung der mechanischen und psychischen Arbeit, bei der die letztere überall erst aus der ersteren verständlich würde, gründlich aufgegeben und ein Dualismus von Materie und Geist hergestellt, der in den Monismus nur so eingebogen werden könnte, daß er mit strenger Wahrung der aus sich selbst allein verständlichen Art und Gesetzmäßigkeit des Geistes parallelistisch gefaßt würde. In einem solchen Parallelismus würde aber der Geist als das allein wirklich durch sich selbst Verständliche die Führung haben müssen und würden andrerseits durch die erfahrungsgemäßen Wirkungen der „Natur" auf den Geist doch immer wieder schwere Probleme entstehen, deren genaue Bestimmung und möglichste Auflösung dann erst die wissenschaftliche Hauptaufgabe einer monistischen Philosophie wären. Mitunter freilich rührt Haeckel selbst an eine solche Wendung des Gedankens, wie wenn er z. B. zeigt, wir „müßten an der Seelensubstanz die eigentliche, uns allein bekannte psychische Energie (Empfinden, Vorstellen, Wollen) und die psychische Materie, durch welche allein dieselbe zur Wirkung gelangen kann, unterscheiden" (230). Allein er rührt hieran nur wie der Nachtwandler an die Abgründe. Er ahnt von deren Tiefe Nichts, und wir dürfen ihm mit solchen Fragen gar nicht kommen. Wie dem daher auch sei und wie immer man sich eine Heranzüchtung des Bewußtseins aus den mit der mechanischen Arbeit noch völlig identischen unbewußten

Atomgeistern denken möge — hier wollen wir einmal bei Haeckels Begründung stehen bleiben, die so gut ist wie irgend eine andre, daß nämlich „der Zeitraum von mindestens vierzehn (nach andern Berechnungen mehr als hundert) Millionen Jahren vollständig genügt, selbst die größten psychologischen Fortschritte zu ermöglichen“ (193) — jedenfalls ist im Verlaufe dieser Entwicklung ein Bruch eingetreten, der die Legierung des Systems total zersetzt.

Das ist aber auch an einem andern Punkte deutlich, der sogar Haeckel erhebliches Kopfzerbrechen macht, nämlich bei der Frage, wie aus den zahllosen unbewußten Atombewußtseinen nicht blos das Bewußtsein überhaupt, sondern die Einheit des Bewußtseins entstehen könne. Er glaubt sie aus der Struktur des Plasmas erklären zu können, das durch die es durchziehenden feinen Plasmafäden in materiellem und (man beachte das „und“; es enthält das ganze Haeckelsche System) psychologischem Zusammenhang erhalten wird (135), und durch den Hinweis auf den im Kampf ums Dasein herangezüchteten zentralisierten Nervenapparat, der durch die in ihm hergestellten verbindenden Fäden, durch Ausbildung der Sinnzellen, Differenzierung besonderer Vorstellungszellen und Denkzellen die Assozion (eine von Haeckels schauderhaften, sprachwidrigen Wortbildungen) der in Berührung mit der Außenwelt entstehenden und durch lange Anpassung zur Abspiegelung befähigten Vorstellungen bewirkt. Der einheitliche Apparat bewirkt die Einheit des Bewußtseins. Auch hier mag es auf sich beruhen oder mit beliebig vielen Jahrmillionen erklärt werden, wie diese zwecklose Heranzüchtung, Differenzierung u. s. w. erfolgen könne, und wie man die Identität des Bewußtseinszusammenhangs mit den materiellen Verbindungsfäden und die Zusammenschmelzung der Atompsychen zu Zellenpsychen und die der Zellenpsychen zu Zellenkörper-Psychen wirklich nachweisen will: die Hauptsache ist, daß das Bewußtsein sich in seiner Thätigkeit von Hause aus durch sich selbst als Einheit empfindet, und daß die Auffassung der doch immer ein Aggregat zahlloser Atome bildenden Körper und ihrer Nervenapparate als Einheit doch erst aus der Einheitlichkeit unsers Bewußtseins gefolgert ist!

Aber alles das ist noch nicht entscheidend, wenn es auch genügen könnte, Jemand zur Besinnung zu bringen und auf die doch nicht allzuschwer einzusehende Grunderkenntnis zu führen, daß wir alle Erkenntnis überhaupt nur im Bewußtsein tragen und daß daher die Aufgabe der Philosophie nicht sein kann, von der Dingwelt zum Bewußtsein, sondern vom Bewußtsein zur Dingwelt vorzudringen. Aber für Haeckel ist nun einmal die Natur das einzig Existierende und alles Andere müßte ihm — selbstverständlich auf naturwissenschaftlichem Wege — erst als existierend bewiesen werden. Ehe ihm nicht das Seelen-Gas gezeigt wird, glaubt er nicht an die Seele, und darum ist für ihn der „Ausgangspunkt jeder wissenschaftlichen Seelenlehre des Menschen“ — und das ist für ihn die Lehre von der Seele und dem Geiste überhaupt, denn Psychologie und Erkenntnistheorie hat er nie unterscheiden gelernt — „der charakteristische Bau ihres Zentralnervensystems“ (190), das seinerseits auch nur als zufälliges Aggregationsprodukt in Betracht kommen kann. Allein wir wollen, wie gesagt, das Alles einmal als noch nicht entscheidend annehmen. Auch von Haeckels eigenen Voraussetzungen aus kann man zu dem Punkte führen, wo die ganze Argumentation zum völligen Widersinn wird, wo der im Fundament versteckte und in der „Entwicklung“ immer stärker hervortretende Dualismus zum unheilbaren Bruche führt.

Nicht das bloße Bewußtsein überhaupt ist das höchste Produkt der Entwicklung, sondern die eigentliche Hauptleistung des Bewußtseins, das Denken. Und wie steht es denn mit dem Denken bei diesem monistischen System?

Es muß nach der Konsequenz des Systems genau so wie alles Andere mechanische oder — genau gesprochen — in der mechanischen als solcher enthaltene Arbeit sein, wie Fallen und Reiben, wie Atmung und Verdauung, vom Kampf ums Dasein als einem „blinden Regulator“ herangezüchtet, wie die ganze Entwicklung von mechanischer Notwendigkeit oder rein physischem Zwang geleitet. Dann wäre das Denken jedes Hundes, Affen oder Menschen eben durch Art und Zusammensetzung seiner Körperatome bedingt und fiele bei Jedem und in jedem Momente genau so aus, wie es infolge dieses Zustandes gerade ausfallen müßte. Ja man könnte überhaupt Wahr und Falsch nicht mehr unterscheiden, sondern nur verschiedene Gehirnzustände und dementsprechend verschiedene Arbeitsfolgen. Höchstenfalls könnte man — da dieses System als Wertmaßstab der Entwicklung nur die größere oder geringere Dauer und den mehr oder minder den Lusttrieb befriedigenden Zustand der höheren Atom-Aggregate kennt — von vorteilhafterer oder unvorteilhafterer Anpassung des Gehirns an die Umgebung sprechen, vorteilhaft aber, wohlgemerkt, nur für die reine Existenzerhaltung. Andrerseits aber will doch die monistische Philosophie die Wahrheit als solche erkennen, ist stolz gerade auf ihre, kein Interesse und keine Gefühle schonende Objektivität, will die Gegner bekehren als solche, die anders denken könnten und müßten, wenn sie nur überhaupt richtig dächten oder richtig denken wollten. Sie beschuldigt den Gegner absichtlich festgehaltener Ignoranz, böswilliger Verstockung oder logischer Unfähigkeit und will die gesamte Kultur durch die einleuchtende Kraft logisch zwingender Deduktionen reformieren. Zwar ließe sich auch im letzteren Fall denken, daß jeder geistigen Thätigkeit eine mechanische Arbeit des Gehirns entspricht, aber diese käme doch für das Denken und den logischen Beweis selbst gar nicht in Betracht, sondern wäre ihrerseits durchaus vom Denken aus bestimmt, und nur in Fällen der Störung des Denkens durch körperliche Einflüsse könnte an sie gedacht werden. Denn das Denken als Denken, als nur durch seine eigenen Normen bestimmtes, operiert nur von sich aus, völlig unabhängig und selbständig als höchster Richter und alleiniger Inhaber der Normen.

Haeckel vertritt in der That beide Auffassungen, die erste als Konsequenz des Systems, die zweite als selbstverständliche Voraussetzung seiner eigenen, dieses System erzeugenden Arbeit, die erste in Bezug auf Andre, die zweite in Bezug auf sich. Hier hat der Monismus auf einmal ein Ende. Hier huldigt auch er und zwar in der krassesten Form dem dualistischen Aberglauben. Dies Völkchen spürt den Dualismus nie (so wenig wie den Zweck), und wenn er sie beim Kragen hätte.

Die Lehre von den Gesetzen des Denkens, von dem Grunde ihrer Giltigkeit und der Art des Zustandekommens dieser Giltigkeit nennt man Erkenntnistheorie und unterscheidet sie von der Psychologie als die Wissenschaft von den Giltigkeitsbedingungen des Denkens, während die Psychologie nicht gelten-sollende Denkgesetze, sondern thatsächlich stattfindende geistige Vorgänge als bloße Thatsachen beschreibt und somit nur die Voraussetzungen oder den Stoff für die Erkenntnistheorie liefert. Haeckel ist diese Unterscheidung, wie schon erwähnt, gänzlich unbekannt. Er denkt, wie das dem Geiste des materialistischen Systems auch völlig entspricht, lediglich an das thatsächliche, gegebene psychologische Geschehen als ein durch die mechanische Gehirnthätigkeit bedingtes, und wendet alle Mühe nur darauf, dieses thatsächliche psychologische Geschehen aus der mechanischen Thätigkeit der Körper-Materie abzuleiten. In dem so zu erklärenden psychologischen Geschehen ist ihm dann das Denken und Erkennen, jedes logische Element ganz von selbst enthalten. So kommt eine Erkenntnistheorie zu Stande, die mit der Psychologie und der mechanischen Erklärung der psychischen Vorgänge zusammen zugleich auch die logischen Normen erledigt und dadurch eines der konfusesten Gebilde wird, die man sich wünschen kann. Mißtrauisch gegen die Subjektivität des Menschen studiert er lieber „als aufmerksamer Beobachter an ausgezeichneten Hunden die physiologischen Vorgänge ihres Denkens, Urteilens und Schließens“ (234) und entwickelt überhaupt lieber aus der anatomischen Vergleichung der Gehirne der Wirbelthiere als aus der verdächtigen Introspektion seine Erkenntnistheorie. Er zeigt in der Psychogenie, wie in den großen vielzelligen Körpern einige Zellen durch Anpassung an Schallwellen u. s. w. zu Sinnes- und Vorstellungszellen herangezüchtet werden (341) und so die bewußte Empfindung entsteht, die ihm mit dem Denken schon identisch ist (52) und die Außenwelt abspiegelt.

Freilich war das doch nur ein ungenauer Ausdruck. In Wahrheit sind die einzelnen Empfindungen eine Vielheit, die erst einer Gliederung und Gruppierung bedürfen. Diese Gliederung und Gruppierung besorgen die zwischen den Zellen laufenden Plasmafäden und die verschiedenen Denkzellen des Gehirns. Hier können überdies die Vorstellungen sowohl als potentielle Energie ruhen wie als kinematische bewußt wirken, worauf das Gedächtnis beruht. Die so „durch die Sinnesnerven dem Gehirn mitgeteilten Uebersetzungen der empfangenen Eindrücke" (344) werden dort aufgespeichert und durch den mechanischen Apparat des Gehirns von selbst geordnet. Das ist die Assozion oder — man beachte dies unglaubliche „oder" — das Denken. „Die Erfahrungen, die wir von der Außenwelt durch die Sinneszellen und Ganglienzellen, diese unschätzbarsten Organe unseres Geisteslebens, erhalten haben, werden dann durch andre Gehirnteile in Vorstellungen umgesetzt und diese wieder durch Assoziation zu Schlüssen verknüpft." Das Denken muß induktive und deduktive Methoden verbinden, „denn diese zwei großen Erkenntniswege sind zwei verschiedene Gehirnfunktionen; die erstere wird durch die Sinnesorgane und die zentralen Sinnesherde, die letztere durch die dazwischen liegenden Denkherde, die großen Assozionszentren der Großhirnrinde vermittelt" (21). Von hier aus kann man sogar Verstand und Vernunft naturwissenschaftlich unterscheiden und läßt sich der ziellose Streit der beschränkten Schulphilosophie hierüber einfach erledigen: „Die Fähigkeit der Begriffsbildung, welche beiden Gehirnfunktionen zukommt, umfaßt beim Verstand den engeren Kreis der konkreten, näher liegenden Assozionen, bei der Vernunft dagegen den weiteren Kreis der abstrakten, umfassenderen Assozionsgruppen" (145). „Die weiteren verwickelten Gehirn-Operationen, die Bildung von zusammenhängenden Kettenschlüssen, die Abstraktion und Begriffsbildung, die Ergänzung des Verstandes durch die plastische Thätigkeit der Phantasie, schließlich das Bewußtsein, das Denken und Philosophieren sind ebenso Funktionen der Ganglienzellen der Großhirnrinde, wie die vorhergehenden einfachen Seelenthätigkeiten. Alle zusammen vereinigen wir in dem höchsten Begriff der Vernunft" (19). Diese Vernunft aber gehört zu „den kompliziertesten und vollkommensten Energieformen [natürlich der in Materie wirkenden Energie oder nach älterem materialistischem Sprachgebrauche des Stoffes und der Kraft, was bei Alledem nicht vergessen werden darf, obwohl es Haeckel selbst nur zu oft vergißt] die wir kennen" (256). Die Denkarbeit dieses Gehirns ist, wie zum Schluß sich als Methode hieraus ergiebt, empirisch, d. h. sie „geschieht durch die Arbeit unserer Sinnesorgane und unseres Gehirnes" (268), womit denn auch hier das von den Schulphilosophen und sogar von inkonsequenten Empirikern wie Mill so viel mißhandelte Wort durch naturwissenschaftliche Ableitung des Erkennens aus dem Gehirn auf einen anschaulichen Sinn gebracht ist.

Ich habe diese Sätze abgeschrieben, weil man solche Einfälle lediglich persiflieren kann und es nicht möglich ist, das wirksamer zu thun, als es Haeckel mit seinen eigenen Worten selbst gethan hat. Aber wollen wir auch hier einmal diese Märchen zugeben. Man lernt bei Haeckel, es nicht so genau zu nehmen. Soviel folgt daraus mit Sicherheit, daß Denken nur „Assozion" ist, zufällige Assozion, die bei Jedem anders und in jedem Individuum zu jeder Zeit anders sein kann, etwas völlig Variables, das rein von mechanischen Zufällen abhängt. Diese Konsequenz zieht denn auch Haeckel wirklich bei seinen Gegnern. Eines der interessantesten Kapitel ist das über „erkenntnistheoretische Metamorphose" (118). Hier werden Kant, Virchow, Wundt, Dubois-Reymond, Karl Ernst Bär, die nach Haeckels Meinung in ihrer Reife materialistisch gedacht haben, dann aber Dualisten geworden seien, damit abgefertigt „daß ihr Gehirn unter Altersveränderungen gelitten habe." Bei ihnen hat bereits „Involution" stattgefunden. Bei Kant, dessen materialistische Gesinnung Haeckel wohl auch aus dem Synodikon des Pappus erfahren hat, wird noch besonders betont, daß er auch wegen seines unverheirateten Standes zu einer (selbstverständlich physiologisch) vollständigen Erkenntnis nicht geeignet gewesen sei (455)!

Ganz anders steht es jedoch bei Haeckels eigenem Erkennen. Hier denkt er nie an seine eigenen Gehirnzellen, argumentiert er nie mit dem Zwange seines Gehirns und duldet er nie den Gegner, weil ihn sein andersartiges Gehirn zu anderer Arbeit zwingt. Hier fordert er rundweg aus rein logischen Gründen Zustimmung, betont seine Ehrlichkeit, die nur dem logischen Zwang der Erkenntnis gehorche, tadelt die Gegner wegen Unwissenheit, mangelnder logischer Schärfe oder wegen mangelnder Tapferkeit, die das Erkannte nicht in die Konsequenzen verfolgen will. Ja hier erscheint sogar der sonst so verpönte freie Wille. Denn er kann sich Widerstand gegen ein so logisch zwingendes Denken, wie das seine ist, gar nicht anders vorstellen als in Ignoranz, bösem Willen und Selbstsucht wurzelnd. Hier will er die ganze Kultur aus den Angeln heben, gerade als ob sie nicht genau so wäre, wie sie eben sein muß, als ob ein entschlossener Wille zur Wahrheit die Welt völlig verwandeln könnte. Hier feiert er die Freiheit, Vorurteilslosigkeit und Objektivität der Wissenschaft, gerade als ob es nicht lediglich auf vorteilhafte Anpassung zum Zweck etwas längerer Existenz, sondern auf ein ewiges an sich giltiges Gut der Wahrheit ankommen könnte. Hier konstruiert er sogar eine Religion, die das einheitliche Universum als Ganzes mit Ehrfurcht und Staunen poetisch empfindet, obwohl er die Religionszelle nicht nachweist, aus der dieses Gehirnprodukt hervorgeht, und den Reiz nicht zeigt, der dieses poetische Gefühl herangezüchtet hat. Hier konstruiert er eine Ethik, die, so kümmerlich sie ist, doch ein Ideal des Individuums und der Gattung in sich trägt und eine Norm der Hochschätzung von Humanität und Menschenliebe aufstellt, gerade als wäre dieser herangezüchtete Instinkt nicht ein zufälliges Produkt unter tausend andern, sondern ein geistiges Gut rein durch sich selbst und umdeswillen eine Quelle unbedingter Normen. Er preist die Hingabe für die Gattung als hohes Ideal, gerade als hätte nicht Anthropogenie und Psychogenie und schließlich die Kosmogonie ihre ganze Kraft vorher darauf gerichtet, den Gattungsbegriff zu vernichten. Ja von dieser logischen Siegesgewißheit aus wird das ganze Buch Haeckels erst verzeihlich. Er ist so fest überzeugt, eine normative Wahrheit gefunden zu haben, die durch sich selbst absolut wertvoll und notwendig ist, daß er alles Andere in den Kot treten zu müssen glaubt.

Wie hat doch Haeckel diesen Widerspruch übersehen können? Er muß doch wenigstens soviel von Kant gehört haben, daß Kant gerade diesen Widerspruch zum Ausgangspunkt seiner Theorie gemacht hat.

Er hat ihn allerdings nicht ganz übersehn, sondern hat ihn auf seine Weise gelöst, die freilich so gut wie ein Uebersehen ist. Auch er mußte sich fragen: woher stammt das Notwendige, Zwingende, Logische, Normative im Denken? Und er hat die Frage von monistischem Standpunkt beantwortet. Der Sitz von Alledem muß wie bei allem Uebrigen so auch hier in der Natur liegen, in der Materie. In der That bedarf es auch keines langen Suchens; die vergleichende Biologie deckt ihn siegreich auf: er liegt im normalen Gehirn (339). Und das war ja auch Kants Meinung, die Haeckel aus den fernen Glockentönen der reinen oder, wie er lieber sagen würde, der reifen Vernunft (350) herausgehört hat. Das normale Gehirn bewirkt die normale oder richtige Assozion, also nicht blos Assozion überhaupt, sondern normale Assozion (354). Und „das war die richtige kritische Erkenntnis Kants, daß wir die umgebende Außenwelt nur in derjenigen Erscheinung erkennen können, die uns durch unsere menschlichen Erkenntnis-Organe zugänglich ist, durch das Gehirn und die Sinnesorgane" (261 vgl. 283). So sind wir am Ziele. Die logisch allein berechtigte monistische Philosophie geht aus dem normalen Gehirn und der normalen Assozion hervor, die dualistische, die Theologie und der Spiritismus aus abnormen Assozionen des Glaubens oder der Offenbarung (142). Darum ist die erste Assozion Wahrheit und die zweite ein böser Wahn.

Also das normale Gehirn ist, wie man nach monistischer Konsequenz wörtlich sagen kann, des Pudels Kern, wie es auch der des Menschen ist. Aber mit Verlaub: was ist denn das normale Gehirn? Wo hat man die Normen, die wieder das

Gehirn als normal erkennen lassen? Und wie macht es das normale Gehirn, richtige Assoziationen hervorzubringen? Gesetzt auch den Fall, man könne thatsächlich den lebendigen Menschen und wissenschaftlichen Forscher ohne Vivisektion auf die Normalität seines Gehirns untersuchen, woran erkenne ich auch, wenn es zu sehen ist, seine Normalität? Und wenn mir gesagt wird: an der herangezüchteten Uebereinstimmung der Mehrheit, so beweist das eventuell nur die Vorteilhaftigkeit seines momentanen Zustandes und nichts für Konstanz und begriffliche Ueberzeugungsfähigkeit solcher normalen Assoziationen, auf die es allein doch ankommt, wenn das Wort „normal“ nicht eine gedankenlose Phrase sein soll. Und wenn — wie das gerade bei den Hauptfragen der Weltanschauung der Fall ist — keine Mehrheit übereinstimmender Assoziationen erzielt ist, sondern der einsame Denker der Masse gegenübersteht, woran erkennt ein solcher die Normalität seines Gehirns? Oder, wenn er daran zweifelt; wie bewirkt er die Normalität der fremden Gehirne, die aus der Zustimmung und Einsicht erst hervorgehen müßte? Haben die Schallwellen, durch die richtige Gedanken in Worten übertragen werden, bei oftmaliger Wiederholung eine züchtende Wirkung auf die Gehirne? Und, wenn das der Fall wäre, läge dann nicht die entscheidende Kraft auf der Seite des logischen Elementes?

Genug der Fragen. Es ist selbstverständlich, daß alle Normen nur aus der Selbstgesetzgebung des Geistes stammen und der Geist insofern — also insofern er Quelle von allgemeingiltigen Normen logischer und ethischer Natur*) ist — etwas durchaus Selbständiges ist, das der blos gegebenen, rein thatsächlichen Natur als ein anderes Prinzip, als Prinzip logischer Notwendigkeit und sittlicher Zwecksetzung gegenübersteht. Das ist die ewige, in unserm Wesen liegende Wurzel des Dualismus, die kein noch so kautschuckartiger Monismus überdecken kann. Sofern aber die Natur als nach logischen Normen durchdringbar und begreiflich erscheint, sofern die Ideale sittlicher Zwecke in ihr verwirklicht und über sie herrschend gemacht werden können, ist die Natur selbst eine Abspiegelung logischer Notwendigkeit und ein Stoff sittlicher Arbeit. Aus dieser Einsicht von der Entsprechung des Naturgeschehens mit logischen Forderungen und aus der fortschreitenden Durchsetzung sittlicher Zwecke ergiebt sich der Monimus, der allein keine trübe Gedankenlosigkeit ist, nämlich derjenige, der diese Zweiheit in einer übergeordneten gemeinsamen Quelle, in einer kosmischen Vernunft gemeinsam begründet denkt. Dabei erfahren wir aber auf Schritt und Tritt, daß dieser Monismus dem Menschen nur ahnungsweise zugänglich ist, und daß die wirkliche Ableitung der thatsächlichen Natur und der thatsächlichen Geister hieraus sowie das thatsächliche Verhältnis von Geist und Natur für uns ein ewiges Rätsel bleibt. Darum erhebt sich der Mensch zur Ahnung und zum Glauben an eine göttliche Vernunft, in der diese Rätsel gelöst seien, und hat für diese Ahnung — rein wissenschaftlich gesprochen — in dem bezeichneten Thatbestand wenigstens einen erheblichen Wahrscheinlichkeitsgrund.

Darauf beruht auch die zentrale Stellung des Menschen in der uns gegebenen Welt. Als die einzige Quelle allgemeingiltiger logischer und sittlicher Normen fühlt er sich als erkennendes und wollendes Zentrum dieser seiner Welt, und in dem Gefühl der Allgemeingiltigkeit und Notwendigkeit seines Denkens fühlt er sich mit dem zu ahnenden Kerne der vernünftigen Wirklichkeit wesensverwandt. Weil er Geist ist oder hat, muß er mit der Quelle des Geistes irgendwie wesensverwandt sein. Das schließt nicht aus, daß es neben ihm zahlreiche weitere

*) Es ist hier in erster Linie allein von den logischen Normen die Rede, mit denen allein sich Haeckel etwas näher beschäftigt und deren Erwägung auch für die Entscheidung der Grundfragen gänzlich ausreicht. Die ethischen Normen, mit denen es sich Haeckel unglaublich leicht macht, erwähne ich hier nur der Vollständigkeit halber. Sie würden eine eigene Untersuchung verlangen. Auch von dem ästhetischen Gefühl kann hier nicht die Rede sein, und ich bemerke daher nur beiläufig zur Charakteristik, daß Haeckel auch eine der früheren „anthropistischen“ entgegengesetzte monistische Kunst fordert, die wesentlich Naturgenuß und Landschaftsmalerei als Anregungsmittel zum Naturstudium ist (396)!

Geisterreiche geben könne und daß er im Kampf mit der gegebenen Natur erkennend und wollend nur mühsam sich behauptet, ein schwaches und gebrechliches Wesen. Aber Pascal hat ganz Recht: „Der Mensch ist klein, aber das ist seine Größe, daß er diese Kleinheit empfindet.“ Er empfindet es, weil er in der Allgemeingiltigkeit des Denkens und sittlichen Wollens einen festen Maßstab hat. Und sollte genauere Kenntnis die Grenze zwischen Mensch und Tier unsicher machen, so könnte das nur die Wirkung haben, vom Tiere höher, und nicht die, vom Menschen niedriger zu denken. Thatsächlich aber ist diese Grenze, wodurch immer sie bewirkt worden sein mag, bis jetzt immer noch geltend geblieben. Darum mögen wir uns hier auch vorläufig noch an das Wort des alten Blumenbach halten, das so einfach wie richtig ist: „Der Affe spricht nicht, weil er nichts zu sagen hat.“ Wir aber sprechen, weil wir logische Wesen sind und die Laute zum Ausdruck logischen Denkens formen gelernt haben.

Was Haeckel anbetrifft, so liegt die Sache einfach: die Formel „das normale Gehirn“, sofern sie die Fragen der Erkenntnistheorie und damit das philosophische Grundproblem beantworten soll, enthält in zwei Worten den fundamentalen Widerspruch, der, überall kenntlich, hier wie ein Abgrund aufklafft. Und wer den in dieser Formel klassisch ausgedrückten Widerspruch in seiner unergründlichen Widersinnigkeit begriffen hat, braucht keine Zeile des Haeckelschen Buchs mehr zu lesen. Freut er sich an Beschimpfungen des Christentums, so greife er zu Voltaire, der das viel geistreicher und amüsanter gemacht hat und der dazu ein größeres relatives Recht beanspruchen konnte. Will er die Motive des Materialismus begreifen, so halte er sich an Diderot, der zugleich ein überaus feiner und gedankenreicher Kopf ist, oder an die Studien der Psychiater, die uns immer neue ernste Probleme über das Verhältnis von Leib und Geist aufgeben. Interessiert er sich für das philosophische Grundproblem, so studiere er Kant, Albert Lange, Alois Riehl, oder Windelbands Präludien. Sucht Einer naturwissenschaftliche Belehrung, so greife er zu den großen Leistungen von Helmholtz und Hertz oder ernsten Fachschriften. Hier wird insbesondere für die Frage nach dem Menschen dem Laien das Buch von Ranke „Der Mensch“ gute Dienste thun.

Zu solchen Studien ist Anlaß genug, und sie mögen insbesondere für die der Welt meist etwas unkundigen Theologen dringend wünschenswert sein. Denn daran kann kein Zweifel sein, daß mit der Sicherstellung des Geistes vor der Materie überhaupt nur der Anfang der Erkenntnis gemacht ist und daß daran sich überaus schwierige weitere Probleme reihen, daß insbesondere das von der modernen Naturwissenschaft geschaffene Weltbild mit dem Kopernikanischen System, dem Gesetz der Erhaltung der Energie*) und des Transformismus der aus der Zelle aufgebauten Welt auch die Frömmigkeit vor ganz neue Thatsachen, Fragen und Probleme stellt, die die gangbare Theologie nicht aus Mut und Selbstgewißheit ignoriert.

Für Jetzt handelt es sich jedoch nur um Haeckel und die Grundfrage des Verhältnisses von Geist und Natur, von Normen

*) Das Gesetz der Erhaltung der Energie, das Haeckel vereint mit dem Gesetz der Erhaltung des Stoffes zum Eckstein seines Systems gemacht hat, erwähne ich nur beiläufig, weil seine Bestimmung und Ausdeutung durchaus der fachmäßigen Physik angehört und weil es für die hier zu entscheidende Grundfrage nicht in Betracht kommt. Für den Leser Haeckels aber, der sich durch Haeckels zuversichtliche Darstellung und Behandlung dieses Gesetzes als einer der selbstverständlichsten und klarsten Erkenntnisse täuschen läßt, möchte ich nur bemerken, daß nicht blos die Ableitung der allgemeinen Folgerungen aus diesem Gesetz, sondern Sinn und Wesen dieses Gesetzes selbst zu den am meisten kontroversen Gegenständen der Physik gehört, wie überhaupt die Prinzipien der mechanischen Physik nicht blos noch nicht entfernt an allen Naturvorgängen durchgeführt, sondern in der letzten Zeit auch an sich selbst sehr unsicher geworden sind. Für nähere Belehrung verweise ich auf die Aufsätze von Buchner und E. König in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1899 Nr. 267 und 283, 1900 Nr. 29 und 30 und den Vortrag von Boltemann „Ueber die Entwicklung der Methoden der theoretischen Physik in neuerer Zeit“ aus den „Verhandlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte“ Leipzig 1900.

und Thatsachen. Hier hat Haeckel völlig fehlgegriffen, so gründlich fehlgegriffen, daß auf der von ihm gelegten Grundlage auch die Einzelprobleme, in deren Schwierigkeiten sein klares Recht enthalten ist, gänzlich undiskutierbar geworden sind. Sein monistisches Axiom ist wie ein Hohlspiegel, in dem von Hause aus sich jeder Gegenstand nur gänzlich verzerrt spiegeln kann.

Mit Alledem möchte ich mir durchaus kein Urteil über Haeckel als Naturforscher anmaßen und durchaus nicht bestreiten, daß etwa seine anderen ernsten Bücher vielleicht zu den lesenswerten Fachschriften gehören können. Darüber haben nur die Naturforscher zu entscheiden. Aber gegenüber Haeckel als Philosophen, als dem Feinde der Theologen und Dualisten, der unser ernstes Forschen und unsere Ehrlichkeit leugnet, haben wir Recht und Pflicht zu behaupten, er sei gerichtet durch das Versehen, daß er es unternimmt, das Denken aus mechanischen Naturgesetzen, statt die mechanischen Naturgesetze aus dem Denken zu erklären. So wird denn auch das unerfreuliche Buch bald seine Ruhe da finden, wo schon so mancher Tageserfolg materialistischer Journalistik seine Ruhe gefunden hat. Ernst Troeltsch

Rede des Abts Professor Hermann Schultz

in der hannoverschen Landessynode am 30. Januar

Nach dem stenographischen Bericht*)

Herr Präsident! Es ist nicht erfreulich in dieser Angelegenheit das Wort zu ergreifen, und ich würde es gern nicht gethan haben, wenn ich mich nicht innerlich dazu verpflichtet gefühlt hätte. Denn einesteils ist die Sache selbst als eine res judicata, von den zuständigen Behörden entschieden, selbstverständlich unserer Beurteilung entzogen; andrenteils bin ich selbst durchaus damit einverstanden, daß die Kirchenbehörde unmöglich dulden kann, daß vom Bekenntnis abweichende theologische Anschauungen die Gemeinde, die kein theologisches Verständnis haben kann und will, verwirren. Auch ist nach dem, was der Herr Abt Uhlhorn gesagt hat, ja der Grund weggefallen, daß ich etwa hier das Recht einer Entwicklung der Theologie verteidigen müßte. Dieses versteht sich für die Herren vom Kirchenregimente von selbst. Endlich ist gewiß diese hochwürdige Synode nicht der Ort, um theologische Dinge zum Austrag zu bringen. Wollte ich z. B. Etwas zu dem sagen, was Herr Dr. Büttner vorgetragen hat, und von dem ich glaube, daß es sehr wenig haltbar war, so müßte ich einen Vortrag halten, der nicht hierher gehört.

Wenn ich trotzdem hier das Wort ergreife, so geschieht das aus zwei Gründen. Es war von einer falschberühmten theologischen Kunst die Rede. Dazu kann ich doch nicht ganz schweigen. Es will mir vielfach so vorkommen, als ob man manchmal besser von einer falschverstandenen Kunst spräche. Sodann aber bin ich nach Allem, was in den letzten Monaten über diesen Fall verhandelt ist, nicht in der Lage, gänzlich schweigen zu können, auch als einfaches Glied der Landeskirche. Nach beiden Seiten hin möchte ich sprechen, ohne Sie mit theologischen Auseinandersetzungen zu belästigen.

Als Glied der Landeskirche muß ich meiner Betrübnis Ausdruck geben, die gewiß von Niemand lebhafter geteilt wird, als von dem Hohen Kirchenregiment, daß dieser Fall überhaupt so hat behandelt werden müssen. Jede Disziplinierung und Untersuchung gegenüber einem sittlich intakten und in seiner Gemeinde im Segen wirkenden Geistlichen muß stets ein großer Schade sein für die Kirche, auch wenn sie wirklich notwendig ist. Einesteils wird sie die Gemeinde in Aufregung bringen und in weiten Kreisen eine gewisse Unruhe bei den weniger Verständigen hervorrufen. Sodann wird sie ein willkommner Anlaß zu Spott und Angriff von Seiten der der Kirche nicht Wohlwollenden sein. Endlich wird sie das nicht sehr große Kapital von Ansehen und Berücksichtigung vermindern, dessen sich unsere Kirche bei denen erfreut, die sich nicht zu ihr halten und indifferent aber wohlwollend ihr gegenüberstehen. Und das ist unbedingt nicht gering anzuschlagen, wenn wir eine Landeskirche sein wollen. Wären wir eine Freikirche, so würde es allerdings außer Betracht bleiben können. Ich bin natürlich der Meinung, daß das Erwägungen sind, die nie entscheidend sein können, wenn eine Behörde ihre Pflicht zu thun hat. Und die Kirchenregierung hat das gewiß mit ernster Gewissenhaftigkeit erwogen. Aber das Urteil vieler Laien ist allerdings, daß in diesem Falle, wo es sich nicht um ein gegebenes öffentliches Aergernis handelt, und wo ein Geistlicher in Frage kommt, der zweifellos den guten Willen, Christus zu predigen, gezeigt hat, daß in diesem Falle, sage ich, die Sache auch anders hätte behandelt werden können. Aber das sind vergangene Dinge, und ich beabsichtige nicht, darauf weiter einzugehen.

Dagegen als Lehrer der theologischen Jugend möchte ich Folgendes sagen. Und ich spreche dabei nicht als Vertreter meiner Theologie oder etwa der Ritschlschen oder überhaupt einer der „modernen“ Richtungen, sondern im Namen der Theologie, an der wir Alle arbeiten, wir mögen von Luthardt oder Frank und Cremer oder von Rothe und Ritschl beeinflußt sein.

Die Arbeit unserer Theologie wird ausnahmslos in der Ueberzeugung gethan, daß allerdings nur, wer den vollen, lebendigen, in unserem Bekenntnis ausgedrückten, Glauben mit der Kirche teilt, geeignet ist das Amt in ihr zu führen, daß aber diese Lehrschriften der Kirche, soweit sie Lehrschriften sind und ein Ausdruck der damaligen Stufe der Theologie und Erkenntnis, nicht wie bei den Katholiken eine unfehlbare Autorität sein können, sondern Etwas sind, das der geschichtlichen Kritik unterliegt. Und ebenso ist es allgemeine Annahme, daß freilich die Ueberzeugung unanfechtbar bleiben muß, daß Jeder, der ernsthaft und ehrlich in der heiligen Schrift forscht, darin finden wird, was er nötig hat für Leben und Sterben, daß aber diese Ueberzeugung durchaus verträglich ist mit einer unbefangenen wissenschaftlichen Behandlung der Schrift, sofern sie ein Litteraturerzeugnis langer Jahrhunderte ist und demzufolge unter die Regeln der Geschichte fällt. Ich weise dafür nur auf das Alte Testament hin. Wenn die theologische Wissenschaft nicht so handeln wollte, was sollte sie denn thun? Sie arbeitet ja nicht in einer etwa um 1700 verstorbenen Kirche, die seitdem nur in ihren Kirchengesetzen und Lehrordnungen existiert hätte, sondern in einer Kirche, die eine sehr große und bedeutsame Geschichte gehabt hat durch Gottes Zulassung und Schickung. Sie arbeitet in einer Kirche, in der die Wissenschaft seit hundertfünzig Jahren Ergebnisse zu Tage gefördert hat, an die man in früheren Zeiten nicht denken konnte, weil die erforderlichen Voraussetzungen nicht vorhanden waren. — Was sollte sie thun? Jeder Arbeiter in der Wissenschaft ist verpflichtet, seine Vorgänger genau kennen zu lernen und auf ihren Schultern zu stehen. Wir müßten ja aber sonst die ganze theologische Arbeit seit hundertfünfzig Jahren als im Grunde hinderlich und wertlos bezeichnen. Das kann eine Wissenschaft nicht thun, und sie soll und darf es nicht thun. Ferner, wie sollten wir denn zu den übrigen Wissenschaften stehen? Die Theologie ist nach dieser Seite hin nichts Anderes, als ein Teil der historischen und philologischen Wissenschaft. Nun weiß Jeder, daß in den letzten dreihundert Jahren in diesen Disziplinen vollständig andere Gesichtspunkte geltend geworden sind, daß also Jemand, der die Theologie mit den Maßstäben von 1600 treiben wollte, einfach gegen sein Gewissen als theologischer Lehrer handeln würde. Also wir können gar nicht anders, wir mögen wollen oder nicht. Aber wir thun das nicht in dem Bewußtsein, als ob wir nur vor einer traurigen Notwendigkeit ständen und als ob unser eigentliches Ziel wäre, auf dem Punkte anzukommen, wo die Kirche vor dreihundert Jahren stand!

Ich will nicht wiederholen, was Herr Chappuzeau gesagt hat. Aber ich möchte ein Mißverständnis klarstellen, das aus einem von ihm gebrauchten Ausdruck, wie ich glaube, hervor-

*) Mehrfachen Wünschen entsprechend bat der Herausgeber den Redner um die Erlaubnis zum Abdruck. Zur Sache vgl. Nr. 6, Sp. 141. Vgl. ferner den Eisenacher Vortrag des Redners im Januarheft der Zeitschrift für Theologie und Kirche; die dazu gehörigen Thesen brachten wir in Nr. 47 d. v. J. D H

gegangen ist. Es handelt sich gewiß in der That um den evangelischen Begriff des Glaubens. Aber der Ausdruck „glauben kann man nur, was man erleben kann“ kann vielleicht falsch verstanden werden. Unsere Kirche hat dagegen von Anfang an in hundert Stellen ihrer Bekenntnisse betont, daß — im Unterschiede vom katholischen Verständnisse des Wortes — Glauben in ihr nur die Ueberzeugung heißen kann, in der das Vertrauen (die fiducia) einen wesentlichen und entscheidenden Bestandteil bildet. Es ist dadurch klar, daß in unsrer Kirche ein Glaubensgegenstand nur das sein kann, was in irgend einer Weise unsere Vertrauensstellung zu unserm Gott und unserm Heiland bestimmt, und daß die Erzählungen der Bibel nur dann und nur so weit Heilsthatsachen sind, wie sie einen Einfluß auf diesen unsern Glauben auszuüben im Stande sind. Um den heute so oft erwähnten Streitpunkt wenigstens zu berühren, will ich nur sagen, daß dieser gerade für das Ebengesagte ein evidentes Beispiel giebt. Es handelt sich in unserm Osterglauben einzig und allein um die Ueberzeugung, daß der persönliche gekreuzigte Jesus zu einem persönlichen wirkenden Leben von Gott erhoben ist und sich den Seinen so bezeugt hat. Alle andern Fragen, die diesen Vorgang betreffen, haben Nichts mit dem Glauben zu thun. Sie sind wichtige Gegenstände der Erkenntnis, die gewiß entschieden werden müssen. Aber sie dürfen sicher nicht als Glaubensbestandteile betrachtet werden.

Jedoch ich will damit abbrechen. Herr Präsident! Es kann nicht leicht ein Mensch bescheidener von der Bedeutung der Wissenschaft und speziell der theologischen Wissenschaft für die Frömmigkeit und das Heil der Kirche und der Seelen denken, als ich. Ich weiß sehr wohl, daß neun Zehntel der frommen Gemeinde sich garnicht um die Theologie kümmern und das wohl auch garnicht können, und daß es ihnen nur darum zu thun ist, daß das Wort vom Glauben, das Evangelium, gepredigt werde. Und diese neun Zehntel sind unserm Herrn gewiß auch die Liebsten. Ich bin durchaus einverstanden damit, daß die Kirchenregierung die Pflicht hat, diese nicht theologisch Gesinnten zu schützen und sie davor zu bewahren, daß ihnen der Streit und die Unruhe theologischer Fragen wider ihr Begehren entgegengebracht werden. Freilich dürfte es wohl nicht unbescheiden sein, wenn wir unsrerseits erwarten, daß die Christen, die sich nicht um die Theologie kümmern, nun auch nicht aus ihrer Frömmigkeit heraus über die Theologie urteilen wollten. In jeder anderen Wissenschaft versteht sich das von selbst. — Ich weiß, daß ein Geistlicher ein recht schlechter wissenschaftlicher Theolog und doch ein höchst ausgezeichneter Prediger und Seelsorger sein kann und umgekehrt. — Ich kann mir sogar eine Kirche denken (und nicht blos die katholische), die wegen der Schwierigkeiten, die hier zweifellos entstehen, einfach auf die Wissenschaft verzichtete, und sich damit begnügte, ihre Geistlichen praktisch anzuleiten, so daß sie in unwissenschaftlicher Weise Kirchenlehre und Schrift kennen lernten. Das wäre freilich nicht die Kirche eines Luther und eines Melanchthon, die, wie wir Alle wissen, auf der höchsten Höhe der damaligen Wissenschaft standen und für die wissenschaftliche Genügsamkeit der Mönche nicht sehr freundliche Ausdrücke in den Bekenntnisschriften hinterlassen haben. Sie würde auch schwerlich die Landeskirche eines hochgebildeten Volkes sein können. Aber eine segensreiche, Christus treibende, Freikirche könnte sie immerhin sein. Aber solange wir eine Landeskirche sein wollen, solange die Kirche ihre künftigen Diener auf die Universität schickt, um sie dort unterrichten zu lassen, und sie nicht in Konvikten abgeschlossen hält, solange giebt sie ihnen damit die Aufforderung, sich mit der Wissenschaft bekannt zu machen. Denn selbst, wenn man die ganze theologische Wissenschaft reformieren wollte und das könnte (was zu glauben ja eine Thorheit wäre), selbst dann würde es nicht anders stehen, wenn man die Jugend nicht in Konvikten abschlösse. Sie würde doch von den Orientalisten lernen, das Alte Testament zu verstehen, von den Historikern, die Geschichte aufzufassen, von den Philosophen, welche Begriffe in der Gegenwart gebildet werden. Wenn unsre Landeskirche Wert darauf legt, daß ihr geistlicher Stand eine gleichartige Bildung hat wie die andern gelehrten Berufsstände und damit ein wissenschaftliches Gewissen (denn das ist das Beste in der wissenschaftlichen Bildung!), dann muß sie auch tragen können, was daraus notwendig folgt.

Das ist vielleicht manchmal schwer und unbequem. Aber es läßt sich nicht ändern. Dann muß die Kirche sich daran genügen lassen, einfach die Zustimmung zu dem Glauben der Kirche nach den symbolischen Schriften und die Unterwerfung unter das in der Schrift gepredigte Evangelium zu fordern. Aber sie muß verschiedene theologische Standpunkte tragen können, und ihren Dienern gestatten, daß sie fragen und auch irren. In keinem Falle aber darf sie einem wissenschaftlich denkenden Menschen zumuten, daß er sich bestreben soll, seine wissenschaftliche Ueberzeugung absichtlich nach einer anderen Seite hinüberzulenken. Das würde jedes wissenschaftliche Gewissen als eine sehr wenig christliche und sittliche Zumutung empfinden.

Ibsens dramatischer Epilog

Wenn wir Toten erwachen

Die Muse Henrik Ibsens gleicht der Nonne, die in der Einsamkeit der Klosterzelle ergriffen wird von der verzehrenden Sehnsucht nach der schönen Welt. Welch wunderbar zwiespältiges Verlangen und Treiben in dieser einen Dichterseele: ein Seufzen nach Erlösung und ein brünstiger Lebensdurst. Die herbe Strenge, die unerbittliche Majestät der Wahrheit, Entsagung und Opfer fordernd — niemals doch konnte sie ganz begraben die Liebe zu dieser köstlichen, wundersamen, rätselvollen Welt. Nie ward tiefgrübelnder Ernst in solch seltsamem Verein mit glühender Sinnenfreude erfunden. In dem dritten Reich sollen ja beide Ideale, Wahrheit und Schönheit, über dem Schutt und den Trümmern der alten götterlosen Welt wie leuchtende Sterne, wie flammende Himmelslichter emportauchen. Aber der Prophet, der es verkündete, soll nie den Fuß in das gelobte Land setzen dürfen. Prophet — das wollte er sein, der Leben und Idee in Eins wandelt, der die Menge auf den Berg der Verheißung führen kann, um ihr alle Herrlichkeit der Welt zu zeigen. Aber er brachte es doch nur bis zum Dichter.

Und die Tragödie des Dichterlebens erzählt uns Ibsens dramatischer Epilog: „Wenn wir Toten erwachen.“ Das ist ein Stück von höchster Eigenart, das da in schweren gedrängten gramvollen Akkorden an unser betroffen lauschendes Ohr klingt, eine Melodie von mystischer Tiefe und einer ganz seltsamen Leidenschaftlichkeit. Es ist ein Epilog, also der Schlußstein des hochragenden Baues, den der kühne und phantasievolle Baumeister sich nach seinem eigenen großzügigen Stil aufgerichtet hat. Suchen wir das grundlegende, die Einheit bildende Gesetz zu entdecken.

Ein Epilog ladet ein zu einem Ausblick auf das ganze Lebenswerk, oder vielmehr er nötigt dazu. Man muß es dem Dichter zugestehen — damit steht und fällt die sittliche Beurteilung des Mannes — daß er mit großem schweren Ernst an das Lebensproblem heranging, daß er mit starkem Geist gerungen und rücksichtslos ehrlich, unerschrocken wahrheitsmutig gegen Heuchelei und Vorurteil in den Streit zog. Nicht nur ein starkes, sondern — was entscheidender ist — ein sittliches Individuum, im Innersten ergriffen von der Weihe und Heiligkeit der Wahrheit, erfüllt von den höchsten Begriffen über den Menschen, zog Ibsen wie viele Andere vor ihm in den an Martyrien reichen Kampf gegen eine feindliche Umgebung. Ein Mensch, der das Rechte und Gute, die Wahrheit, in erster und nicht erst in zweiter oder dritter Reihe will, der darüber den Gesichtswinkel seiner Umgebung verliert, geht als tragischer Held zu Grunde (Brand), erscheint als Narr oder Verbrecher. Das ist das Grundlegende wohl bei allen Ibsenschen Stücken: der Versuch, den das Individuum macht, sich ganz selbständig und unabhängig nach seiner innern Wahrheit auszuleben, nach höheren Gesetzen, deren Wert wir mit dem Munde alle anerkennen, sich zu entwickeln. Das ward Anfangs unternommen mit dem idealistischen Feuer, mit dem hohen starken Glauben, der dem Genie vor der Menge gegeben ist. Ohne dies können wir uns keinen Reformator, keine Natur wie Rousseau oder

Nietzsche (die beide das Ursprüngliche, Echte wecken wollen) vorstellen.

Aber der idealistische Rausch verfliegt; der Dichter wird erfahrener, das Lebensproblem erscheint ihm komplizierter, die Menschen, die rein für eine Idee leben und sterben, stehen zurück, nachdem sie in der „Wildente“ ihre grausamste Verspottung erfahren haben. Der Dichter ist tief eingetaucht in den Schlamm des wirklichen Lebens, er hat den materialisierenden Einfluß des gewöhnlichen Welttreibens an sich erfahren. Vorüber ist die Zeit, da ihm jeder Zweifel an der siegreichen Macht der Ideen als Frevel erschien, da er glaubte „an das reine Weib, von keines Erdenwallens Erlebnissen entweiht.“ Der Sockel, auf den er das Meisterwerk seines Lebens — eben jenes zur Auferstehung in Licht und Herrlichkeit erwachende reine Weib — stellen wollte, ist zu schmal, er muß ihn erweitern und darauf legen „ein Stück der gewölbten, berstenden Erde. Und aus den Furchen da wimmelts nun herauf von Menschen mit heimlichen Tiergesichtern.“

Vorher war der Träger der Ibsenschen Dichtung der Held, der die Sünden der Gesellschaft auf sich nahm und an ihrem Widerstand zu Grunde ging. Jetzt erscheint das Spiel des Lebens in andrer Beleuchtung. Der jugendmutige Glaube ist gebrochen: wozu nur dieser fruchtlose Kampf, in dem das Glück verloren geht?! Ibsen stellt jetzt nicht mehr die Kämpfer für eine sittliche Idee dar, sondern die Menschen, die die Gesellschaft in Wirklichkeit beherrschen, bewegen, die großen Machtmenschen: den Baumeister, den Bankdirektor. Aber er sucht auch hier vergebens, was er zu finden hofft: die Macht, vereinigt mit dem Glück. Voll Tragik all das Menschengeschick: glücklose Schatten, fleckenvolle unreine Seelen — eitel und nichtig das Treiben der Welt, die Phantasten, Verbrecher, Kranke und Wahnsinnige bevölkern.

Was der Künstler jetzt schafft, sind hinterlistige Kunstwerke, scheinbar Büsten von frappanter Aehnlichkeit, im Grunde aber „ehrenwerte, rechtschaffne Pferdefratzen und störrische Eselsschnuten und hängohrige, niedrigstirnige Hundeschädel und gemästete Schweinsköpfe — — all die lieben Haustiere, die der Mensch nach seinem Bilde verpfuscht hat.“ Ibsen sucht wie Diogenes den wahren Menschen, aber er findet ihn nicht. Immer wieder sucht er aus den Rätselaugen der Lebenssphinx die Lösung des dunklen quälenden Geheimnisses, dieser faszinierende Blick läßt ihn nicht los. Nimmer leuchtete ihm, dem schwergrübelnden, hart ringenden Seher das erlösende Licht aus den Tiefen auf: Weltüberwindung durch Selbstbezwingung. Freilich dem hochgespannten Individualismus, dem ja das Gesetz der Allgemeinheit trugvoll und der Zerstörung wert erscheint, kann und muß dienende und tragende Nächstenliebe nur eine Thorheit sein.

Aber nicht nur die Klage des enttäuschten Idealisten bebt aus des Dichters Gesängen: noch etwas andres Rätselvolles lagert wie eine dunkle Wolke über seinem Herzen. Das Schicksal des Dichters ist nicht nur deshalb tragisch, weil er nicht verstanden wird, sondern weil die Hingabe an die Kunst das Glück tötet und den Lebenstrieb; und das ist das Dunkelste in dieser Kette der Verhängnisse: der Künstler opfert nicht nur die eigene Seele, sondern auch fremdes Glück, dem Kunstwerk fiel das Menschenkind zum Opfer. Da Rubek die nackte Statue schuf, wagte er es, da er mit unheiligen Gedanken nie das Kunstwerk seiner Sehnsucht vollbringen werde, das Sehnen eines Leben und Liebesglück heischenden Weibes ungestillt zu zu lassen. Und so ruht wie ein schwerer erdrückender Nebel etwas Trübes, ganz Hoffnungsloses über den letzten Dramen Ibsens. Es ist, als ob es dem Dichter plötzlich mit grausenvoller Klarheit aufginge, daß sein ganzes Streben nur auf einem schrecklichen Irrtum beruhe, sein Lebenswerk nur ein großer Betrug sei. Und so fügt er an seinem Kunstwerk Etwas hinzu:

> Vorn an einer Quelle sitzt ein schuldbeladner Mann, der von der Erdrinde nicht ganz loskommen kann. Ich nenne ihn die Reue über ein verlorenes Leben. Er taucht seine Finger in das rieselnde Wasser — um sie rein zu spülen — und leidet und krümmt sich bei dem Gedanken, daß es ihm nie gelingen wird. In alle Ewigkeit wird er nicht frei werden, leben und auferstehen.

Das höchste Kunstwerk kann nur der Reine vollbringen, und doch — was ist das Leben ohne volles durstiges Trinken des Glückes? Rubek vermag Beides nicht zu vereinen. Sein Weib Maja konnte ihm diese Harmonie nicht bringen, sie verstand ihn nicht, sie versteht nur den ganz wilden, ganz freien Bärentöter und folgt ihm jubelnd in seine Jagdgründe. Für Rubek ist sein ruhmbedecktes Künstlerleben ohne das Glück, das er in Irene von sich stieß, ein Wahn schlimmer denn der Tod. Und da ihm Irene wieder begegnet, da schlägt die Stunde der Auferstehung, da braust das Leben in ihm, da flammt die Leidenschaft, da packt es ihn wie wirbelnder Sturm, da reißt er die Geliebte empor durch die flatternden Nebel im Hochgebirge, „auf den Berg der Verheißung,“ „auf die Zinne des Turms, die da leuchtet im Sonnenaufgang.“ Aber eine Lawine reißt sich von den Hängen und begräbt die Beiden. Die Diakonissin, Irenes Wärterin, erscheint und spricht: Pax vobiscum! und wir wiederholen: Pax vobiscum!

So erwartet der Dichter es wenigstens von christlichen Lesern, denn die Diakonisse soll ja wohl das asketische Christentum versinnbildlichen. Und in dieses Schlußwort dürfte wohl ein Urteil über die ganze Lebensarbeit des Dichters ausklingen.

Otto Rieten

Aus der Vergangenheit des österreichischen Protestantismus

Die gegenwärtige evangelische Bewegung in Oesterreich hat unsere Augen wieder in besonderm Maße auf die Donaumonarchie gelenkt, und mit Freuden begrüßen wir jeden Fortschritt, den die evangelische Sache dort macht. Was aber unser Vertrauen auf die Zukunft dieser Bewegung hauptsächlich bestärkt, das sind nicht bloß die Erfolge des Augenblickes, denn diese sind wandelbar, je nach der politischen Situation, sondern mehr noch die geschichtliche Thatsache, daß das Evangelium schon einmal seine Anziehungskraft auf die österreichischen Stämme bewiesen hat. Es gab eine Zeit, um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts, da war das cisleithanische Oesterreich ein im wesentlichen protestantisches Land, und nur durch die Anwendung von Gewalt ist es gelungen, es für den Katholizismus zurückzuerobern. Die geschichtliche Darstellung dieser einstigen konfessionellen Kämpfe in Oesterreich ist im letzten Jahrzehnt durch einige Werke bereichert worden, die auch unsere Beachtung verdienen. Es ist einmal die „Geschichte der Gegenreformation in Böhmen“, aus dem Nachlaß des verstorbenen Professors Gindely, 1894 in Prag herausgegeben, und sodann das Buch von Professor Loserth in Graz über „die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Ländern im 16. Jahrhundert“ (1898 erschienen). Beide Werke sind also noch vor der Los von Rom-Bewegung erschienen und stehen auch in keiner Verbindung mit ihr, es sind rein wissenschaftliche Werke, die ein reichhaltiges Quellenmaterial vorlegen, das namentlich aus österreichischen Landesarchiven geschöpft ist. Allein diese Quellen reden schon an und für sich eine ziemlich deutliche Sprache, und wir können in der That nur wünschen, daß die Oesterreicher sich immer mehr in die konfessionelle Vorgeschichte ihres Landes hineinvertiefen möchten. Im Folgenden wollen wir versuchen, unter Zugrundelegung dieser beiden Quellen und gelegentlicher Heranziehung anderer Hilfsmittel, uns eine Reihe von Bildern aus den damaligen konfessionellen Kämpfen vorzuführen.

1. Die Gegenreformation in den österreichischen Erblanden

Beginnen wir zunächst mit den österreichischen Gebieten deutscher Zunge. Das Werk von Loserth beschränkt sich allerdings im wesentlichen auf Inner-Oesterreich, worunter die drei Alpenherzogtümer Steiermark, Kärnthen und Krain nebst der Grafschaft Görz verstanden werden, im Unterschiede von den beiden Donauherzogtümern Ober- und Nieder-Oesterreich. Allein es ist zu bedenken, daß bis zum Tode Ferdinands I. 1564 alle fünf Herzogtümer vereinigt waren, wie sie denn auch später

unter Ferdinand II. aus der steirischen Linie, dem nachmaligen Kaiser, seit 1619 wieder vereinigt wurden. Und für die Zwischenzeit ergiebt sich wenigstens eine gewisse parallele Entwicklung der Ereignisse, was ja bei der nahen Verbindung beider Länder leicht begreiflich ist.

In einem einleitenden Kapitel weist Loserth mit lokalpatriotischem Stolze darauf hin, welche Rolle einst die Ostmark im deutschen Geistesleben, in der Dichtung des Nibelungenliedes, Wolframs von Eschenbach, Walthers von der Vogelweide u. A. gespielt hat. Indessen müssen in einem Buche, welches die Schicksale der Reformation daselbst behandelt, diese Reminiszenzen unwillkürlich noch einen tieferen Sinn annehmen: War es denn anders möglich, als daß in solch einem kern-deutschen Lande eine so kern-deutsche That wie Luthers Reformation ein begeistertes Echo fand? In der That begegnen uns in den österreichischen Herzogtümern schon sehr frühzeitig Spuren des Evangeliums. Ferdinand, der sich 1524 auf dem Regensburger Konvente mit seinen katholischen Nachbarn zur Durchführung des Wormser Ediktes verbündet hatte, erließ im Jahre 1527 von Ofen aus ein sehr scharfes Mandat gegen die Ketzer in seinen Ländern. Eine Konsequenz desselben war die allgemeine Visitation, die er 1528 in den österreichischen Herzogtümern vornehmen ließ, und aus der uns besonders über Steiermark genauere Nachrichten erhalten sind. In Bruck z. B. gab es schon eine erhebliche Anzahl „lutherischer Bürger“ und zwei Geistliche, die verheiratet waren; in Windischgräz beteiligten sich an der Fronleichnamsprozession kaum noch mehr als dreißig Personen; in Marburg an der Drau wurden der Visitations-Kommission einzelne lutherische Bücher eingeliefert. Aus Graz berichten die Visitations-Protokolle, daß der Bürgermeister und einige Stadträte „in die lutherischen Sekten ganz vergafft“ waren, und selbst der Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein war den Neuerungen gewogen. Nicht anders stand es in den Klöstern. Z. B. in Reun waren von 13 Konventualen zwei „der lutherischen Sekten wegen aus dem Kloster geloffen.“ In Admont hielten die Nonnen, denen ihre Angehörigen lutherische Traktate sandten, von der Messe nichts; vier waren „ausgeloffen“, eine davon kam wieder zurück, die anderen drei verheirateten sich.

Was das Eindringen des Protestantismus erleichterte, war die gänzliche sittliche Verwahrlosung des katholischen Klerus. Loserth (S. 21 f.) führt unverdächtige Zeugnisse von katholischer Seite selbst an, z. B. ein Mandat des Erzbischofs von Salzburg, der sich mit dem Erzbischof von Aquileja in die Jurisdiktion über Inner-Oesterreich teilte. Es stammt aus einer Synode zu Mühldorf vom Jahre 1522 und macht den Geistlichen die schwersten Vorwürfe: „Der Völlerei und dem Trunk ergeben, verkehren sie in Gasthäusern, rennen in den Straßen umher, finden stets Grund zu Saufgelagen, wobei es ohne Gotteslästerung, Zank, skandalöse Auftritte oder Raufereien nicht abgeht. So treten sie nicht selten noch schläfrig und noch vom Weine triefend zum Altar des Herrn und sind im Stande, den Gottesdienst zu entweihen; die Sakramente verwalten sie so, daß die Seelen der ihnen anvertrauten Gemeinde Gefahr laufen, nachlässig, und nicht selten nur gegen Abgaben, die sie in schändlicher Simonie von den Gläubigen erpressen. Um Geld dulden sie Ehebruch und alle Laster, um derentwillen man sonst die Sakramente verweigere. Manche machen ihre Pfarrhäuser zu Weinschenken, Andere treiben Handel- und Wuchergeschäfte, die dem Klerus untersagt sind. Die Meisten haben Beischläferinnen und Kinder im Hause und scheuen sich nicht, mit ihnen zusammen öffentlich aufzutreten.“ Nicht besser sah es unter der Klostergeistlichkeit aus, und es geschah nicht ohne gute Gründe, wenn Ferdinand I. auf dem Konzil zu Trient, in dessen letzter Sessionsperiode, sich durch seine Delegierten außer dem Laienkelch auch für die Priesterehe verwandte, freilich ohne damit durchzudringen. Denn eine Visitation der österreichischen Klöster, die er mit Zustimmung des päpstlichen Nuntius im Jahre 1561 vornehmen ließ, ergab z. B. in 36 Mannsklöstern, deren Konventualen 182 betrugen, 135 Weiber und 223 Kinder (die Quellen hierfür bei Huber, Geschichte Oesterreichs, Bd. IV 1892 S. 148). Derartige urkundlich beglaubigte Thatsachen muß man immer wieder festnageln, wenn solche päpstlichen Behauptungen ausgestreut werden, wie in dem Canisius-Rundschreiben von 1897 über den Einfluß der Reformation auf die Sittenverderbnis. Die Sittenverderbnis hatte vielmehr ganz wo anders ihren Sitz.

Und dieser sittlichen Verfassung entsprach auch das geringe religiöse Bildungs-Niveau im Gebiete des östreichischen Katholizismus. Im Jahre 1555 klagt die niederöstreicher Regierung darüber, daß nicht blos auf dem Lande, sondern sogar in Wien es Viele gab, die weder das Credo und das Gebet des Herrn kannten, noch über die zehn Gebote oder die Sakramente Etwas zu antworten wußten (Huber a. a. O. S. 102). Auch der höhere theologische Unterricht war gänzlich in Verfall geraten. Der Abbruch, welcher durch Wittenberg und die anderen reformatorischen Universitäten den Päpstlichgesinnten gethan wurde, war bis nach Oesterreich hinein fühlbar. Die Wiener theologische Fakultät hatte nach 1532 nur noch einen Professor, der eigentlich ein Humanist war. Die Jesuiten, welche später in diese Lücke eintraten, berichteten über die damaligen Verhältnisse nach Rom, und Eberhard Gothein (Ignatius von Loyola und die Gegenreformation 1895 S. 722) erwähnt aus ihren Berichten, daß von der Wiener Universität seit 20 Jahren kein einziger geweihter Priester mehr ausgegangen sei; daß es zeitweilig nur noch 10 Studierende der Theologie in Wien gebe, und diese seien entweder unbrauchbar oder der Ketzerei verdächtig. Wenn der König auch die sorgfältigste Auswahl treffen wollte, er findet einfach keine geeigneten Leute für das Priesteramt. Umsonst war eine Verordnung vom Jahre 1548, worin er den Oestreichern bei Strafe der Landesverweisung untersagte, anderswo als in Wien, Freiburg (in dem damals noch österreichischen Breisgau) oder Ingolstadt zu studieren. Ebenso vergeblich waren die übrigen Edikte Ferdinands gegen das Eindringen der neuen Lehre, so z. B. eins vom Jahre 1551, welches aufs strengste das Feilhalten und den Verkauf „lutherischer und sektischer Bücher“ verbot, ein anderes von 1554, das sogar einen jährlichen Beicht- und Kommunion-Zwang nach katholischem Ritus für Jedermann einführte, aber schon zwei Jahre später suspendiert werden mußte.

Hoepel

Der Krieg in Südafrika und die deutsch-evangelische Mission

Von den durch den unseligen Krieg gefährdeten evangelischen Missionsstationen laufen Nachrichten sehr spärlich ein. Die Störung des gesamten Post- und Telegraphenverkehrs mag Schuld daran sein. Immerhin ist doch schon jetzt zu übersehen, daß die auf den Kriegsschauplätzen im Osten und Westen liegenden Stationen schwer mitgenommen werden.

Von den Berliner Missionsstationen in Natal liegen Emmaus und Hoffenthal den Schlachtfeldern an der Tugela sehr nahe, die Außenstation Bethanien, ein blühendes kleines christliches Kafferndorf, in unmittelbarer Nachbarschaft des vielgenannten Spionkops. — Schon in einem anfangs Oktober geschriebenen Briefe berichtet Missionar Streit aus Emmaus, daß die Eingeborenen ihr Vieh in die Berge flüchteten und Frauen und Kinder im Begriff ständen auch die Station zu verlassen. Von den Männern waren 200 Leute des Kaffernhäuptlings Uncwadi durch die Engländer zum Militär eingezogen, bewaffnet und einexerziert, darunter auch zwei der tüchtigsten Nationalhelfer. Unterm 19. Oktober berichtet dann der Missionssuperintendent Glöckner von Christianenburg nahe bei Durban, daß er keine Nachrichten mehr von Hoffenthal, Emmaus und dem ganz in der Nordecke Natals liegenden Königsberg erlangen könne. Es habe überhaupt aller Verkehr aufgehört und Angst und Schrecken sich der Leute bemächtigt. Die Plätze an der Küste, vor allen Durban seien voll englischer Flüchtlinge, die zum Teil in Zelten wohnten, zum Teil in öffentlichen Gebäuden untergebracht seien; auch sein Haus sei voll von geflüchteten Verwandten und Bekannten. Eine Verteuerung der Lebensmittel mache sich schon fühlbar.

Auf dem westlichen Kriegsschauplatze ist die Station Beaconsfield derselben Missionsgesellschaft von den Buren besetzt, die von da aus den Angriff und die Beschießung von Kimberley leiten. Dem in der belagerten Stadt selbst stationierten Missionar Meyer ist es gelungen mit seiner Familie aus Kimberley nach dem drei Meilen westlich gelegenen Pniel zu fliehen, das aber ebenfalls von den Buren besetzt ist. Bei der noch weiter nach Westen gelegenen Station Douglas haben die Engländer anfangs Januar ein für sie unglücklich verlaufenes Gefecht gehabt. Näheres ist darüber nicht bekannt.

Glücklicherweise sind die Berliner Stationen im Kaplande und Kaffraria bisher noch wenig von dem Kriege und seinen Folgen berührt, sodaß Missionsdirektor Gensichen, der am 10. Oktober in Kapstadt gelandet ist, ungehindert und, wie er schreibt, unter großem Segen die Visitation der Kapkoloniestationen vornehmen konnte. Im Oktober besuchte er die Stationen Laingsburg und Amalienstein mit den dazu gehörigen Außenplätzen, im November Ladismith (nicht zu verwechseln mit Ladysmith in Natal), Riversdale und Herbertsdale und hoffte im Dezember die Kafferlandstationen visitieren zu können. Von dort gedenkt er über Durban nach Deutsch-Ostafrika zum Besuch der Nyassastationen zu reisen. Missionssuperintendent Glöckner hofft, daß der Direktor auch Christianenburg in Natal werde besuchen können und daß gerade jetzt solcher Besuch dort von großem Segen und Nutzen sein werde.

Von den Stationen der Brüdergemeinde in Britisch Kaffernland und in der Kapkolonie berichtet Nr. 1 des Missionsblattes der Brüdergemeinde, daß ein Burenkommando den Lohanapaß unweit der Stationen Tinana und Bethesda besetzt habe, und daß in der Nähe von Silo und Gosen englische Truppen lagern. Aus den Gemeinden des Kaplandes haben sich viele Männer als Trainkutscher und Viehtreiber auf den Kriegsschauplatz vermietet, um bei dem allgemeinen Darniederliegen des Geschäftsverkehrs nur Arbeit zu finden. Die Missionare fürchten für sie den schädlichen Einfluß der überaus rohen englischen Soldaten.

Die Januarnummer der Berichte der Rheinischen Missionsgesellschaft, deren Stationen alle im westlichsten Teile des Kaplandes liegen und darum zunächst noch weit ab von den kriegerischen Ereignissen, erzählt doch von allerlei durch den Krieg verursachten Nöten. Zwei Söhne rheinischer Missionare sind im Kriege gefallen, der eine auf englischer Seite vor Kimberley, der andre auf Seite der Buren bei Elandslaagte. Ein dritter Missionarssohn, der Kaufmann in Transvaal war, ist gefangen genommen, ob von den Engländern oder Buren ist nicht gesagt. Noch mehrere Söhne, Enkel und Schwiegersöhne von Missionaren stehen im Kampfe. — Uebrigens giebt ebenda der Missionsinspektor Schreiber aus seiner intimen Kenntnis der Verhältnisse im Kaplande heraus der Hoffnung Ausdruck, daß die Mission in Südafrika wesentlichen Schaden durch den Krieg nicht erleiden werde, dank dem Umstande, daß Deutschland dort das Hauptkontingent der Missionare stelle. Möge nämlich der Krieg auslaufen, wie er wolle, so werde er eine bedeutende Steigerung der Abneigung gegen Alles, was englisch heißt, bei der holländischen Bevölkerung Südafrikas zurücklassen. Dieser Widerwille werde sich natürlich auch auf die englische Mission, nicht aber auf die deutsche Mission erstrecken. Deren Aufgaben würden vielmehr voraussichtlich gerade infolge des Krieges bedeutend wachsen. Vielleicht dürfe man auch die Hoffnung hegen, daß dieser Krieg, für dessen Verlauf so gar viel auch auf die Haltung der Farbigen ankommt, dazu diene, bei den Buren in weiteren Kreisen eine wohlwollendere Gesinnung gegen die Farbigen und damit auch gegen die Mission hervorzurufen.

Diese Hoffnung erscheint umso begründeter, wenn man in Betracht zieht, daß im bisherigen Verlaufe des Krieges gerade inbezug auf die Eingeborenen die Buren viel mehr christlichen Sinn und Weisheit zeigen, als die Engländer. Während nach allen bisher eingelaufenen Nachrichten jene Alles vermeiden, was die Eingeborenen aufregen und in den Kampf hineinziehen könnte, scheinen diese, wie der obenangeführte Brief des Missionar Streit aus Emmaus zeigte, von Anfang an solche weise Mäßigung nicht geübt zu haben, und werden sie wahrscheinlich nach den erlittenen Niederlagen immer weniger üben. Zwar versuchen englische Zeitungen noch immer zu leugnen, daß von englischer Seite Eingeborene gegen die Buren aufgereizt und bewaffnet werden, aber das wenigstens steht unleugbar fest, daß der bekannte christliche Bamangwatokönig Khama als Bundesgenosse Englands die Nordwestgrenze Transvaals bedroht. In einem der Täglichen Rundschau zur Verfügung gestellten Privatbrief aus Johannesburg wird von dem Ausmarsch eines zur Abwehr dieses Angriffes bestimmten Burenkommandos berichtet, und eine der letzten Nummern der Illustrated London News, eines der großen englischen Wochenblätter, bringt nach einer Photographie die Abbildung einer bewaffneten Eingeborenenschaar mit der Unterschrift: Some of Khamas 1000 trained Soldiers, now acting with us*). Möchten doch alle christlichen und für die Mission interessierten Kreise in England laut ihre Stimme erheben und gegen solche Verwendung von Eingeborenen in diesem unseligen Kriege protestieren. Sie steht doch in zu grellem Widerspruch mit der hochtönenden Versicherung, daß man englischerseits den Krieg im Interesse der Zivilisation führe.

Geradezu empörend ist, was von den Schandthaten englischer Soldaten in einem durch die in Dresden erscheinende Elbgaupresse veröffentlichten Briefe aus Rustenburg vom 10. Dezember 1899 berichtet wird. Danach haben englische Soldaten Frauen und Mädchen von Buren, die auf Farmen nahe der englischen Grenze wohnten, von Farbigen auf englisches Gebiet schleppen lassen und sie dort gemißbraucht, wobei sie die Aermsten je von vier Kaffern an Händen und Füßen festhalten ließen. Der Briefschreiber, ein Artillerieleutnant E. van der Berg, beruft sich dabei auf die eidlichen Aussagen der Gemißhandelten, die infolge der Mißhandlungen krank im Hospital zu Rustenburg lagen.

Nun darf man ja gewiß aus solch einem einzelnen Falle von Rohheit nicht zuweitgehende Schlüsse ziehen. Schlechte Elemente giebt es schließlich in jedem Heere. Auch ist es hocherfreulich, daß auf ein Ersuchen des Vorsitzenden der Allgemeinen deutschen Sittlichkeitskonferenz, Pfarrer Weber in M.-Gladbach, an Mistreß Josephine E. Butler, die Ehren-Präsidentin der britisch-kontinentalen Förderation zur Bekämpfung der Prostitution, diese Dame nicht nur dem tiefsten Bedauern der christlichen Kreise Englands über solche Schändlichkeit Ausdruck giebt, sondern auch sofort bei dem englischen Parlamente Schritte gethan und das vollste Entgegenkommen gefunden hat, um womöglich die Thäter zu ermitteln und der wohlverdienten Strafe zu überantworten.

Aber immerhin wirft dieses Vorkommnis doch ein grelles Licht auf das Unheil, das dieser ungerechte Krieg anrichtet, und auf die Schwierigkeiten und Störungen, die er der Missionsarbeit bereitet. Man denke nur daran, welch schweren Kampf unsere Missionare in Südafrika gerade wider die Fleischeslust der Eingeborenen zu führen haben, und welche Verwirrung der Begriffe bei diesen ein solches schändliches Beispiel von Weißen herbeiführen muß. Johannes Thieme

Loofs wider Haeckel

Es hat lange gedauert, bis Herr Professor Haeckel auf den offenen Brief Antwort gab, den Professor Loofs in Halle seinen „Welträtseln" gewidmet hat. Der offne Brief erschien am 9. November, Haeckels Antwort, wenige Zeilen lang, am 6. Januar. Man darf annehmen, er hätte geschwiegen, wenn ihm nicht ein Helfer in dem Herausgeber einer neuen Zeitschrift „für Kritik und Antikritik" erstanden wäre. Hätte Haeckel geschwiegen, so war auch für uns kein Anlaß, auf die dort erhobenen Anklagen zurückzukommen: nur freilich hätten wir es größer und ehrlicher gefunden, wenn Haeckel die ihm dort aufgezeigten derben Irrtümer offen eingestand und in den Neudrucken seines Buches tilgte.

Die statt dessen erfolgte Antwort hat Professor Loofs genötigt, noch einmal zur Feder zu greifen. Es erscheint soeben

*) Auf deutsch: Einige von Khamas tausend geübten Soldaten, die jetzt auf unserer Seite kämpfen.

eine Broschüre von ihm, fünf Bogen stark: Anti=Haeckel. Eine Replik nebst Beilagen. Bei Max Niemeyer, Halle.

Nach einem einleitenden Kapitel, das von der Notwendigkeit dieser Replik handelt, unterrichtet das zweite Kapitel über das „ausgezeichnete Werk des gelehrten und scharfsinnigen englischen Theologen Saladin,“ auf das Haeckel in seiner Antwort sich zurückgezogen hat. Es ist das Schandbuch eines unwissenden Journalisten, der zwar eine kurze Zeit (1864) Theologie studierte, aber schlechterdings von Niemandem ernst genommen werden kann. Im dritten Kapitel wird gezeigt, daß Haeckel den Streitpunkt willkürlich verschoben hat, indem Loofs ausdrücklich erklärte, es handle sich für ihn nicht um die Geschichtlichkeit von Matthäus 1 und Lukas 2 — Haeckel aber seinen Gegner hinsichtlich dieser Frage als „in dem naiven Wunderglauben des Mittelalters befangen“ preisgab. Nach Loofs ist die Streitfrage vielmehr die, ob die Art, wie Haeckel gegen das Christentum polemisiert, nach Inhalt und Ton die Annahme gestattet, daß Haeckel „ein normales wissenschaftliches Gewissen habe.“ Kapitel 4 zeigt dann, daß Haeckel in dem beanstandeten siebzehnten Kapitel seiner Welträtsel mit absoluter Ignoranz über Dinge redet, von denen man sehr wohl ein wissenschaftlich sicheres Wissen hat. Zum Fünften wird der Ton des Haeckelschen Buches gekennzeichnet als nicht der der Wissenschaft, sondern eines „aufgeklärten aber ungebildeten, mit faden Witzen operierenden Popularphilosophen à la Karl Friedrich Bahrdt,“ auch wohl „eines Vaudeville=Reporters, der mit dem Hautgout des Pikanten seine Nachrichten würzt.“ So zieht das letzte Kapitel mit scharfen Worten den Schluß, daß Haeckel nach dieser Leistung auf die Ehre eines wissenschaftlichen Schriftstellers keinen Anspruch habe.

Ein siebentes Stück beschäftigt sich noch mit dem Herausgeber der Zeitschrift für Kritik und Antikritik und dem Rettungsversuch, mit dem er Haeckel zu Hilfe eilte. Als Beilage folgen die für die Verhandlung wichtigsten Stücke aus den Welträtseln, der offne Brief aus unserm Blatt und Haeckels Antwort mit dem Geleitwort seines Helfers. Haeckels Antwort hat inzwischen auch Nr. 7 der Chronik gebracht.

Alles in Allem gilt es dem Verfasser eine Machtprobe der schlichten Wahrheit gegenüber dem Uebermut einer auf seine einstigen Verdienste pochenden naturwissenschaftlichen Autorität. Da von Haeckels Buch bereits das siebente Tausend verkauft wird, kann Niemand diesen Kampf für überflüssig halten, der es mit unserm Volke ernst meint. R

Verschiedenes

Henrik Ibsens sämtliche Werke in deutscher Sprache. Durchgesehen und eingeleitet von Georg Brandes, Julius Elias, Paul Schlenther. Vom Dichter autorisiert. Berlin, S. Fischer. 63 Lieferungen zu je 50 Pfennigen oder 9 Bände zu 3,50, gebunden 4,50 Mark. Erschienen sind bisher vier Bände, der zweite, dritte, fünfte und neunte. Dieser neunte und letzte Band enthält: Klein Eyolf (vgl. Jahrgang 1899, 36—38), John Gabriel Borkmann (1897, 4) und Wenn wir Toten erwachen (vgl. die heutige Nummer). Wer Ibsen verstehen will, darf nicht mit seinem „Epilog“ anfangen. Wer seinen „Epilog“ verstehen will, muß seine sämtlichen Werke kennen. Da kommt diese schöne Ausgabe eben recht. Auf den Wert der Einleitungen kommen wir zu reden, wenn das Ganze vorliegt. In diesem Schlußband ist sie von Paul Schlenther geschrieben, 38 Seiten. Der Einband ist würdig und ernst. R

Ein hinterlassenes Werk von Steinmeyer. Der soeben verstorbene Professor Steinmeyer in Berlin war ein frommer, geistvoller Mann. Vielen wird ein Buch von ihm willkommen sein, das soeben im Verlage von Martin Warneck in Berlin erscheint: Für die Passions= und Osterzeit. Erbauliche Vorträge. Inhalt: Jesu Taufe eine Todesweihe. Jesu Taufe eine Offenbarungsstätte der heiligen Dreieinigkeit. Jesu Versuchung. Jesu Verklärung. Der Schmerzensweg. Die ersten beiden Worte am Kreuz. Der große Sabbath (Jesu Ruhe im Grabe). Von den Freuden, die der Osterfürst gebracht. — Diese vor kleinem Kreise gehaltenen Vorträge erscheinen auf Wunsch des Heimgegangenen erst nach seinem Tode. Steinmeyer vertritt in großer Selbständigkeit eine streng konservative Richtung in der Theologie. R

Kleine Mitteilungen. Im Dresdener Journal vom 14. findet sich folgender Nachruf:

„Am 9. ds. Mts. verschied der langjährige Vorstand unsers sechsten Kreises, Herr Georg Detlev von Einsiedel aus dem Hause Hopfgarten. Derselbe hat den Interessen des Vereins allezeit mit hingebender Treue und hohem Verständnis gedient.

Weidmannsdank folgt ihm in die ewigen Jagdgründe.

Dresden, den 13. Februar 1900.

Der Landes=Verein Königreich Sachsen
im Allgemeinen Deutschen Jagdschutz=Verein.“

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Kirchlich-Theolog. Konferenz für die Provinz Brandenburg

Berlin. Diskussionsabend: Mittwoch, 28. Februar, 8 Uhr, im Heidelberger. Prof. D. Scholz: Der Auferstehungsglaube.

Chronik der Christlichen Welt

10 Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1600
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B. und Leipzig.

Nr. 7. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Sachsen=Meiningen, Pfarrbesoldungsaufbesserung; Beteiligung der evangelischen Kirche bei Feuerbestattungen in Hessen; Zum Fall Weingart — Verschiedenes: Evangelische Gemeinde in Rom; Vermischte Nachrichten (Haeckels Erklärung gegen Loofs; Ausweisung des Pfarrvikars Lemmer aus Langenau; Konventionelle Weiblichkeit; Aus den D. Ev. Bl.) — Personalien — Anzeigen.

Georg Bornkamm,
Pastor
Martha Bornkamm
geb. Rooseboom
Vermählte
Wuitz b. Zeitz im Febr. 1900

Bau-Zeichner,
evangelisch, 24 Jahre alt, Böhme (Tscheche), in allen Kanzleiarbeiten sowie im Baufach routiniert, der deutschen Sprache einigermaßen mächtig, wünscht seine Stelle zu ändern. Er reflektiert nicht so aufs Honorar, als auf Vervollkommnung in der deutschen Sprache.
Anerbieten unter **J. P.** an die Redaktion

Haeckel=Romanes!

Romanes, neben Darwin diejenige naturwissenschaftliche Autorität, auf die Haeckel sich stützt, starb im 46. Lebensjahre als — überzeugter Christ (Chr. W. 7). Ende 1899 ist erschienen:

Gedanken über Religion von G. J. Romanes.
Die religiöse Entwicklung eines Naturforschers **vom Atheismus zum Christentum.** Deutsch nach der **7.** Auflage von Dr. E. Dennert. Mk. 2,60; geb. Mk. 3,20.

Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht

J. T. RONNEFELDT THEE FRANKFURT A. M.

Beliebteste Sorten:
F. FAMILIEN-THEE . M. 2.50
F. CONGO . . . . , 3 —
F. F. FAMILIEN-THEE , 3.50
F. F. SOUCHONG . . , 4 —
Postsdg. v. M. 10 — an „Franco“
Ronnefeldt, Frankfurt a/M. Zeil 33.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Für die Passionszeit

empfiehlt die **Buchhandlung des Nassauischen Colportagevereins** zu **Herborn:**

J. Amos Comenius, Passions-, Oster- und Himmelfahrtspredigten. 27 Bogen 8 mit dem Bilde des Verfassers. 2 M., geb. 2 M. 75 Pf.

Fischer, G., Gethsemane. Ein Passionsbild in sieben Betrachtungen. 2. Aufl. geh. 15 Pf., geb. 50 Pf.

Wagner, W., Unter Christi Kreuz. Betrachtungen über die sieben Kreuzesworte Jesu. geh. 20 Pf., eleg. geb. 50 Pf.

Liturgische Karfreitagsandacht mit oder ohne Chormitwirkung, entworfen v. d. ev. theol. Seminar zu Herborn. 15 Pf., 25 Ex. 3 M., Textblätter für die Gemeinde 100 Ex. 80 Pf.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anti-Haeckel
Eine Replik nebst Beilagen

von

Dr. Friedrich Loofs

Professor der Kirchengeschichte in Halle a. S.

78 S. Preis 1 M.

Max Niemeyer, Halle a. S.

In 5. Auflage:

Lebensweihe für Jungfrauen

von **D. St. Friedr. Evertsbusch,** weiland evang. Pfarrer 2c.

Mit Original-Titelbild von Prof. B. Plockhorst.

Fein gebunden Mk. 5.—

Bekannt als vorzügliches Geschenkwerk bei jedem Anlaß.

Verlag von **Hans Friedrich** in Carlshorst-Berlin.

Was willst Du werden?
Ratgeber bei der Berufswahl
Der Bau- u. Möbeltischler
→ Preis 50 Pfg. ←
Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig**

Palmer, Kappus & Cie., Jerusalem.

Orient =Reisen.

Gesellschaftsreisen

nach **Aegypten, Palästina, Syrien, Griechenland, Konstantinopel** am **28. Februar, 14. März, 21. März, 17. Apr.** von verschied. Ausdehnung u. Dauer (36—62 Tage). **Preise von M. 1150 an aufwärts.**

Nilreisen

in verschiedener Ausdehnung im Januar und Februar und im Anschluss an die Gesellschaftsreisen nach Palästina. *Dahabijenfahrten auf dem Nil.*

Für Einzelreisende:

Vollständiges System von zusammenstellbaren Rundreisescheinen ☛ für den Orient einschliesslich Aufenthalt und Besichtigungen.

Anmeldungen sind zu richten an die Generalvertretung **Adolf Klett,** Eberhardstr. 11, **Stuttgart,** oder an **J. J. Heselschwerdt,** Kronprinzstr. 30, **Frankfurt a. M., Ed. Frigge,** Belvoirpark, **Zürich,** von welchen ausführliche **Programme** und **Prospekte,** sowie alle weiteren Auskünfte gratis und franco erhältlich sind.

Ostern in Jerusalem.

Töchterpensionat u. Haushaltungsschule

I. Ranges

Villa Mont-Choisi Neuchâtel (Franz. Schweiz)

Programm: Erlernung der französischen Sprache; Einführung in den Haushalt und in die bürgerliche und feinere Küche. — Komfortabel eingerichtetes Haus, umgeben von grossem, schattigem Garten. Prachtvolle Lage am See mit Aussicht auf die Alpen. Pensionspreis 1300 bis 1400 frs. per Jahr, je nach Zimmer. — Prospektus und Referenzen stehen zu Diensten.

Engelswerk

C. W. Engels

in **Foche 31,** b. Solingen.

Grösste Stahlwarenfabrik mit Versand an Private.

Preisliste (640 Seiten) umsonst und portofrei!

Pianinos v. Mk. 400.— an.

Harmoniums

von Mk. 80.— an.

Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. **Gr. illustr. Katalog gratis-franco.**

Wilh. Rudolph i. Giessen.

Einbanddecken

zur Christlichen Welt

durch jede Buchhandlung

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W. 9.

„Halte was du hast.“
Zeitschrift für Pastoraltheologie

herausgegeben von

D. **Eugen Sachsse,**

ord. Professor der Theologie u. Konsist.-Rat in Bonn.

XXIII. Jahrgang.

Jährlich 12 Hefte im Umfang von 3—4 Bogen. Lex.-8°.
Preis halbjährlich Mk. 4.—. * Einzelne Hefte à Mk. 1.20.

Aus dem Inhalt der letzt erschienenen Hefte:

Abhandlungen: Sachsse, Prof., D. E., Die Innere Mission. Ein Rückblick und ein Ausblick.
Vorbrodt, Pastor, Die katechetische Weiterbildung des Geistlichen.
Knoke, Prof., D. K., Die liturg. Grundsätze des Oekolampadius.
Sieffert, Prof. D. F., Christentum und Kultur nach ihrem ethischen Verhältnis.
Schnizer, Pfarrer, Ein fränkischer Bauernprediger.
Kleinert, Oberkonsist.-Rat, D Dr. P., Geschichte der Neujahrsfeier in der christlichen Kirche.
Sachsse, Prof., D. E., Die Bewegungen in der evangel. Kirche Deutschlands 1899.
Knoke, Prof., D. K., Ueber den angebl. Katechismus des waldecker Reformators J. Hefentreger.
Schwartz, Militärpfarrer, Unsere katechetische Aufgabe.
Haupt, Prof., D. E., Zur Erinnerung an Fr. L. Steinmeyer (Heft 6).

Literar. Referate: Neueste homil. Litteratur (Prof. D. Achelis). Kirchenrechtl. u. pfarramtl. Litteratur (Oberpfarrer Wächtler). Ueber die soziale Frage (Stadtpfarrer Dr. Wurster).

Meditationen und **Predigten** über freie Texte. **Kasualien.** (Von Heft 5 ab:)

Aus dem kirchl. Leben der Gegenwart. — Aus der übrigen theolog. Litteratur. — Zeitschriftenschau. Referate von Prediger A. Eckert.

„**Halte was du hast**“ empfehlen wir wegen seiner Reichhaltigkeit, welche es in seiner nunmehrigen Gestalt bietet, hiermit aufs Angelegentlichste. Probenummern post- und kostenfrei.

Abonnements werden von jeder Buchhandlung sowie durch die Post (3327) angenommen.

Soeben erscheint:

Für die Passions- und Osterzeit

Erbauliche Vorträge

von

F. L. Steinmeyer, weil. Prof. und Dr. theol.

eleg. Ausstattung M. 1.80.

Dem Wunsche des Entschlafenen gemäß durften diese Vorträge, vor kleinem Kreis gehalten, erst nach seinem Tode herausgegeben werden.

Inhalt: Jesu Taufe — eine Todesweihe. — Jesu Taufe — eine Offenbarungsstätte der heiligen Dreieinigkeit. — Jesu Versuchung. — Jesu Verklärung. — Der Schmerzensweg. — Die ersten beiden Worte am Kreuz. — Der große Sabbath (Jesu Ruhe im Grabe). — Von dem Frieden, den der Osterfürst gebracht.

Berlin W. 9 Martin Warneck, Verlagsbuchhandlung

Hoffmannsches Institut in Darmstadt
Höhere Mädchenschule und Pensionat

Zu Ostern 1900 eröffne ich neue Fortbildungskurse in Erziehungskunde, Volks- und Hauswirtschaftslehre und Gesundheitslehre, alle verbunden mit praktischen Uebungen. Die alten Kurse für Deutsch, fremde Sprachen, Weißzeugnähen, Kunstgeschichte u. Zeichnen bleiben bestehen. Pensionspreis 1000 M., für Pfarrtöchter Ermäßigung. Alles Nähere durch **C. v. Szczepanski,** staatlich geprüfte Schulvorsteherin.

Nummern erbeten

Gut erhaltene Nr. 1—4 des verflossenen Jahrgangs und Nr. 5 des Jahrgangs 1898 würde gern kaufen

Marburg **Der Verlag der Christlichen Welt**

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg.